welt bewegt

DEZEMBER – MÄRZ 2021 C 51 78

Geschichten
Was fasziniert uns so daran?

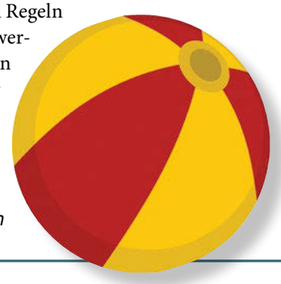
ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

Geschichten

Selber Geschichten erfinden

Geschichten aus dem Stehgreif erzählen ist auch in Form von Spielen möglich. Einige erinnern aus der Kindheit vielleicht das Spiel „Geschichtenball“: Man wirft einen Ball fortlaufend an eine Hauswand und fängt dabei an, eine Geschichte zu erzählen. Der Ball darf nicht herunterfallen. Wenn das geschieht, ist das nächste Kind dran und setzt die Geschichte fort.

Eine neuere Variante sind die neun sogenannten Geschichtenwürfel (story cubes), die man im Kreis von Mitspieler*innen wirft und eine Geschichte mit den gewürfelten Bildern beginnt. Dabei spielt es keine Rolle, ob man mit dem ersten Würfel anfängt oder für den Start das Bild wählt, mit dem man am meisten anfangen kann. Es gibt keine festen Regeln und alles kann variiert werden. Dieses Spiel kann auch mit einer App über www.storycubes.com auf dem Handy gespielt werden.



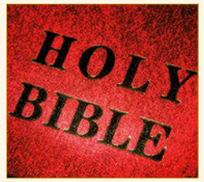
Christiane Wenn

Fotos: C. Plautz (1), U. Plautz (1), wikimedia (1), C. Wenn (3), M. Haaser (1), www.adpic.de (8)

Aus dem Inhalt

Menschen brauchen Geschichten
5 Sie erörtern Grundfragen des Lebens und ermöglichen, uns und andere besser zu verstehen, so *Katharina Gralla.*

Der Kraft von Erzählungen vertrauen
8 Für *Nora Steen* haben biblische Geschichten als Säulen des Glaubens in der Ökumene eine verbindende Kraft.



Die Hoffnung braucht Bilder
11 Vielen Frauen in Buenos Aires macht die Weihnachtsgeschichte Mut für das Leben zu kämpfen, weiß *Claudia Lohff.*

Geschichte wird lebendig durch Erzählen
12 Als Therapeut arbeitet *Raphael Pifko* mit Geschichten und erzählt im Interview, was er an ihnen so schätzt.

Medium für Erinnerung, Moral, Religion
14 Geschichten werden in Indien geliebt, ob als Theater, Tanz, Musik oder Bollywoodfilm, so *Sophia Schäfer.*

Beste Vorbereitung auf das Leben
20 In Kenia geht es in Erzählungen darum, Lernstoff zu vermitteln, erklärt die Lehrerin *Emmaculate Penschow.*

Ein Gott mit vielen Geschichten
21 *Maiyupe Par* schildert, was geschieht, wenn sich neuguineische und biblische Traditionen vermischen.

„Wie war es denn so?“
24 Diese Frage wird *Martin Haasler* nach Reisen oft gestellt. Er weiß: Am besten sind Antworten, die zum Perspektivwechsel einladen.

Für mich ist es mein Leben
26 Geschichten können alte Wunden bei Geflüchteten auch wieder aufreißen, erfährt *Dietrich Gerstner* von Brot & Rosen.

Unterschied zwischen Gesetz und Botschaft
28 Welche Bedeutung haben Erzählungen im Koran heute für den Islam? Ein Interview mit *Mojtaba Beidaghy.*

Wahrheit in Zeiten von Fake News
30 Was geschieht in Gesellschaften, wenn es keine gemeinsame(n) Geschichte(n) gibt? fragt *Jörg Ostermann-Ohno.*

Hinterm Horizont geht’s weiter
33 Glückwunsch! Die Zeitschrift *weltbewegt* blickt auf eine 150-jährige Tradition zurück und viele haben gratuliert.

Editorial

Liebe Leser*in,
wie gut das Thema „Geschichte“ zu einer Jubiläumsausgabe passt, wurde uns erst im Nachhinein klar. Sind es doch vor allem Geschichten, die eine immerhin 150–jährige Tradition prägen. In diesem Heft soll es ganz generell um die Bedeutung von Geschichten gehen. Was fasziniert uns eigentlich so an Ihnen? Was bedeuten sie uns?

Was geschehen kann, wenn der Bezug auf gemeinsame Geschichte(n) wegfällt, weil sich immer mehr Menschen auf vereinzelte Informations-Blasen zurückziehen, zeigt sich nicht zuletzt in Krisen wie der Corona-Pandemie. Es bricht Verbindendes weg, wenn nur noch Erzählungen zugelassen werden, die der eigenen Sicht der Dinge entsprechen. Wenn Menschen nicht mehr bereit sind, sich irritieren zu lassen, durch Geschichten, die einem fremd sind – und vielleicht auch fremd bleiben.

Dazu gehören auch Erzählungen aus anderen Kulturen und Religionen. Erfordern sie doch die Bereitschaft, eigene Perspektiven zu hinterfragen. Was wiederum die Voraussetzung für eine echte Begegnung ist.

Aber gerade die Auseinandersetzung mit dem bisher nicht Gekannten, das Eintauchen in fremde Welten, machen ja die Faszination von Geschichten aus. Besonders das „Unverständliche und Abgründige“ ist es, was Menschen dazu bringt, sich zu hinterfragen. So sind Geschichten auch immer „ein Spiegel der schwer zugänglichen Täler der Seele“, meint die Theologin Katharina Gralla. Diese aufrüttelnde Kraft haben vor allem auch die alten, religiösen Geschichten, mit ihrer manchmal sperrigen Fremdheit.

Doch auch so vertraute oft wiederholte Erzählungen wie die Weihnachtsgeschichte haben ihre Kraft behalten. So schildern Mütter aus einem Armenviertel in Buenos Aires, dass ihnen Maria gerade in diesen Zeiten ein Vorbild ist, wenn es darum geht, nicht aufzugeben. Ein Symbol dafür, dass es sich lohnt zu hoffen – allen Widrigkeiten zum Trotz.

In dem Sinne wünsche ich besonders in diesem Jahr hoffnungsfrohe Weihnachstage.

Ihre
Ulrike Plautz

PS: Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns gern!

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: **weltbewegt** (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Constanze Bandowski, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

Abb: C. Wenn (1), Rose Ausländer, Gedichte, Verlag: Fischer Taschenbuch, 2015

Wir brauchen Geschichten, um Mensch zu werden

Menschen lieben Geschichten. Durch sie können wir in einen Raum der Möglichkeiten eintreten, der unsere Alltaggrenzen übersteigt. Geschichten ermöglichen, uns und andere besser zu verstehen. Sie erörtern Grundfragen des Lebens, erweitern den Horizont und können Menschen miteinander verbinden, selbst über eigene Kulturgrenzen hinaus.

Katharina Gralla

Nun sitzen die Kinder. Die Gitarre spielt das Lied: „Ich weiß, was jetzt kommt, eine neue Geschichte. Seid leise, seid still, weil ich jetzt unbedingt zuhören will. Pst, pssst.“ Erwartungsvolle Stille. Es geht weiter im Drama der Zwillingsbrüder Jacob und Esau. Heute: Jakob flieht vor der Rache seines betrogenen Bruders. Große Augen und offene Ohren für die Hektik des Aufbruchs, die Einsamkeit in der Nacht, die Wut des Betrogenen. Zehn Minuten gebannte Aufmerksamkeit für eine jahrtausend Jahre alte Geschichte, die – lebendig erzählt – offenbar auch im Handy- und Computerzeitalter noch konkurrieren kann.

Was ist – nicht nur für Kinder – so faszinierend an Geschichten? Die es ja in unendlicher Zahl und Form gibt. Wobei die Geschichten aus der Bibel mit einigen Mythen und Märchen zum kulturellen Urgestein europäischer Erzählkultur gehören. Warum hören nicht nur junge Menschen diese Geschichten nach wie vor gern? Warum gehört die Weihnachtsgeschichte für viele zum unverzichtbaren Bestandteil des Festes? Warum möchten Kinder Bücher vorgelesen bekommen? Warum versinken Jugendliche in Computerspielen mit komplexen Handlungen, schauen Videoclips oder lesen Fantasy-Romane? Warum hören Erwachsene Hörbücher, lesen Romane und gucken Spielfilme?

Warum meinen auch Marketingfachleute, dass sie Produkte und Botschaften am besten in ein „Narrativ“, also in eine Geschichte, verpacken sollten, egal, ob sie Schokolade oder Bier verkaufen, einen Urlaubsort anpreisen oder für das Tragen von Masken werben wollen?

Geschichten helfen, Fragen nach Sinn, Abgrund und Schönheit des Lebens zu beantworten

Menschen lieben Geschichten. Sie brauchen Geschichten. Weil Geschichten das Leben deuten, bereichern, verwurzeln, vertiefen, hinterfragen, verändern, trösten und heilen können. Weil sie helfen, Fragen nach Sinn und Ausrichtung, Abgrund und Schönheit des Lebens zu beantworten, was Informationen und Fakten nicht können.

Geschichten erlauben, das Hier und Jetzt hinter sich zu lassen, mein beschränktes Alltags-Ich zu verlassen. Sie schaffen einen Raum der Möglichkeiten, der die realen Lebensmöglichkeiten übersteigt. In ihm kann ich die ungelebten Seiten meines Ichs erforschen. Sie laden in eine „Als-ob-Welt“ ein. Ich kann mit dem Volk Israel durch die Wüste wandern, als Mose oder im Fußvolk. Ich kann mit den verzweifelten Jüngern in Jerusalem auf den Pfingstgeist warten. Ich kann mit James Bond die Oberschurken jagen, mit der Titanic untergehen, zum Widerstandskämpfer, zum Städtebauer oder zum Star werden.

Während ich in diesen Welten wandle, erkenne ich in den handelnden Personen meine eigenen Erfahrungen und Konflikte, aber eben auch etwas Neues. Ich entdecke, wie andere Menschen denken, handeln und fühlen, wie sie scheitern oder sich behaupten, wie sie lieben und wüten. Ich verstehe sie oder verstehe sie nicht, bewundere sie oder ärgere mich, überlege, wie ich es machen würde. Hätte ich als Wirt*in mit vollem Haus das schwangere Paar aus Nazareth aufgenommen? Möchte ich Geschichten wie Momo erzählen können? Was wären meine drei freien Wünsche? Wieviel Mut habe ich im Verhältnis zu meinem Avatar? Viele dieser Gedanken werden beim Lesen, Hören oder Sehen gar nicht bewusst. Trotzdem wohnt in ihnen eine verändernde Kraft inne. Wenn ich mitverfolge, wie Mose sich das öffentliche Reden nicht zutraut, wie er zögert und zaudert, den Auftrag Gottes, sein Volk zu retten, anzunehmen und es am Ende dann doch tut, dann ermutigt mich das möglicherweise, auch meine Ängstlichkeiten zu überwinden.

Sie helfen innerlich zu wachsen und ein Verständnis von sich und anderen zu entwickeln

Geschichten erweitern den Horizont. Sie helfen, innerlich zu wachsen, ein Verständnis von sich selbst und von anderen Menschen zu entwickeln und zu verfeinern. Es gibt ja Menschen, die behaupten, man würde beim Lesen der Romane von Fjodor Dostojewski oder Honoré de Balzac mehr über die menschliche Seele lernen als in vielen Psychologieseminaren.

Fortsetzung Seite 6

Nicht alle Geschichten ermöglichen das, manche sind einfach zu seicht und zu stereotyp. Sie berühren keine inneren Tiefen. Sie lassen keine Entwicklungen zu, sondern wiederholen die immer gleichen Handlungsmuster, in welchem Genre auch immer. Dann können auch Geschichten einfach nur flacher Zeitvertreib sein, der Geist und Seele ohne Erkenntniswert verstopft. Flache Geschichten stabilisieren und bestätigen das beschränkte Ich, fordern nicht und nichts. Das wirkt entspannend, weswegen ja auch Vorabendserien wie etwa „Sturm der Liebe“, „Rote Rosen“, oder „In aller Freundschaft“ recht beliebt sind.

Große Menschheitsgeschichten verbinden Menschen, weil sie gemeinsames Erbe sind

Es kennzeichnet wohl die großen Geschichten der Menschheit, die über viele Generationen überliefert wurden, die so viel große Literatur, Kunst, Filme und Spiele inspiriert haben, dass sie eine große innere Kraft und Tiefe besitzen. Sie erzählen vom Menschsein in ferner Vergangenheit oder auch von einer fernen Zukunft, die aber durch das Erzählen gegenwärtig wird, weil sich die Gefühle, Grundfragen und -konflikte durch die Jahrtausende kaum verändert haben – im Gegensatz zu den konkreten Lebenswelten.

Die großen Menschheitsgeschichten, die in den heiligen Schriften der Völker und Religionen gesammelt stehen, verbinden Menschen eines Kulturkreises miteinander, weil sie ein gemeinsames Erbe darstellen, ein gemeinsames Gedächtnis. Sie sind Geschichte gewordene Erzählung der eigenen Identität. Trotz aller individuellen Unterschiede schaffen geteilte Geschichten die Basis für Austausch und gegenseitiges Verständnis.

Manchmal gelingt das sogar über Kultur- und Religionsgrenzen hinweg, wenn sie etwa, wie Judentum, Christentum und Islam, gemeinsame Traditionen rund um Abraham und Mose teilen oder wenn über Kontinente hinweg Christinnen und Christen die gleichen Bibelgeschichten kennen – auch wenn sie sie möglicherweise sehr unterschiedlich deuten.

Es ist auch diese Chance auf Austausch und Verbindung, die es so wichtig macht, nicht müde zu werden, den Schatz an Geschichten an die nächste Generation weiterzugeben.

Oft irritieren alte Geschichten. Sie hinterfragen das Denken und provozieren jede Generation neu

Die Stärke dieser Geschichten liegt auch darin, dass sie die Grundfragen nicht abstrakt erörtern. Zum ewigen Thema Geschwisterrivalität wird von zehn Brüdern berichtet, die Josef in den Brunnen werfen und verkaufen oder vom Erbbetrug mit einem Linsengericht. Die Geschichten listen nicht die Eigenschaften Gottes auf, sprechen nicht vom „Sohn Gottes“ oder der Zwei-Naturenlehre, sondern erzählen, wie im Stall von Bethlehem Gott ein einfacher Mensch wurde. Sie philosophieren nicht über die verschiedenen Arten der Gerechtigkeit, differenzieren nicht zwischen Leistungs- und Bedarfsgerechtigkeit, sondern erzählen, dass der letzte Arbeiter im Weinberg das gleiche Geld bekommt wie der erste. Die starken Bilder bleiben im (kollektiven) Gedächtnis hängen, sie sind nie eindeutig und lassen immer Spielräume für Interpretation und dem Eintrag zeitgenössischer Erfahrungen. Und das ist gut so: Sie fördern das Nachdenken, den Diskurs, die Auseinandersetzung.

Oft irritieren diese alten Geschichten. Sie hinterfragen das eigene Denken. Sie provozieren. Jede Generation neu. Wie kommt Abraham auf die wahnwitzige Idee, seinen Sohn opfern zu sollen? Oder wird möglicherweise genau das von manchem Topmanager mit Achtzig Stunden-Woche auch verlangt? Wie kann es sein, dass Gott alle ermorden lässt, die nicht zu seinem Fest kommen wollen? Oder gibt es wirklich ein Zu-spät für diejenigen, die konsequent an sich vorbei leben? Wie kann ein Verräter, Petrus, zum Fels für die Kirche werden? Oder wie viel Angst muss man gehabt haben, um wirklich mutig zu werden? Es sind diese Unbequemlichkeiten, die Gewalt, das Unverständliche und Abgründige, was Menschen dazu bringen kann, sich zu hinterfragen. Die alten Geschichten sind eben immer auch ein Spiegel der dunklen, schwer zugänglichen Täler der Seele. Nach der einigermaßen heilen Welt im Stall von Bethlehem muss die junge Familie vor König Herodes nach Ägypten fliehen. Jesus überlebt. Was heißt das für unser Verständnis von Flüchtlingsbewegungen im Jahr 2020?

Menschen brauchen Geschichten. Geschichten mit und aus dem rechten Geist. Zur Menschwerdung. Alle Jahre wieder. Und das ganze Jahr hindurch.

„Alte Geschichten sind immer auch ein Spiegel der dunklen, schwer zugänglichen Täler der Seele.“

Katharina Gralla
ist theologische Referentin im Gottesdienstinstitut der Nordkirche und im Sommer Strandpastorin in der Lübecker Bucht. Sie weiß, dass Sommergäste jeden Alters gerne Geschichten hören, alte und neue, vom Meer, von Himmel und Erde und allem, was dazwischen liegt.

Abb: Wenn (5), Foto: Gralla (1)

Wir können der Kraft von Geschichten vertrauen

Biblische Erzählungen haben eine starke Wirkung, noch immer. Deshalb ist es so wichtig sie auch heute noch in der Kirche zu erzählen. Sie gehören nicht nur zu den wichtigen Säulen unseres Glaubens, sie haben auch in der weltweiten Ökumene eine verbindende Kraft. Und sie haben das Potenzial, große Veränderungen zu bewirken.

Nora Steen

Am Anfang war das Wort. Und das Wort war bei Gott. Und Gott war das Wort“ (Johannes 1, 1). Der Prolog des Johannesevangeliums ist eindrücklich. Diese jahrtausendealten Worte kleiden die Wahrheit in Sätze, dass wir nicht im luftleeren Raum entstanden sind, sondern von Beginn an hineingestellt sind in eine Geschichte, die größer ist als wir selbst. Die Worte sind damit mehr als ein Plädoyer für das Wahrnehmen von Gottes Wirklichkeit, die als gänzlich andere und neue Dimension unser Leben durchzieht. In den Wortwelten der biblischen Erinnerung verhaftet, insbesondere des 1. Schöpfungsberichtes und der Menschwerdung des göttlichen Wortes in Christus, umreißen diese aus wenigen Wörtern bestehenden Sätze die Geschichte Gottes mit uns Menschen, in die wir mit unserer Existenz hineingestellt sind.

Deutlich macht der Prolog vor allem: Wir sind als Gottes Geschöpfe in einen weiten Beziehungsraum gestellt. Beziehungen wiederum gründen sich auf Kommunikation, verbale und nonverbale. Die Sprache allerdings ist in all ihren Ausdrucksformen nicht aus unserem Beziehungsgeflecht wegzudenken. Die ersten Worte eines Kleinkindes ändern auf einen Schlag die Art der Beziehung zu Vater und Mutter. Das Kind eignet sich die Sprachwelt der Eltern und seiner sozialen Umgebung an, wird durch sie geformt. Ebenso prägen die Geschichten, die wir von Kindheit an erzählt bekommen haben. Abends, vor dem Schlafengehen, im Kindergottesdienst oder als Erzählungen von früher – von Großeltern oder Eltern. Diese Geschichten werden ein Teil unserer Selbst, deshalb verlangen Kinder so häufig, dass dieselben Geschichten immer und immer wieder erzählt werden. Die Worte prägen sich ein und prägen uns – ein Leben lang.

Wir leben vom Wort. Die Lyrikerin Rose Ausländer hat den Wahrheitsgehalt der jahrtausendealten Sätze aus dem Prolog des Johannesevangeliums weitergeführt und sie greifbar gemacht. Sie schreibt:

Am Anfang war das Wort
und das Wort
war bei Gott.

Und Gott gab uns
das Wort
und wir wohnten
im Wort.

Und das Wort
ist unser Traum
und der Traum
ist unser Leben.

Rose Ausländer (1901-1988)

Ausländer beschreibt hervorragend, welche Kraft das Wort und daraus folgend, welche Wirkmächtigkeit Wortkompositionen, denn nichts anderes sind Sätze, haben, die die einzelnen Wörter zusammenfügen, kontextuell verorten und so zu Geschichten werden.

Das Wort ist uns geschenkt. Es kommt von außen auf uns zu. Bekommen Kinder nicht genügend Ansprache, können sich ihr Wortschatz und damit ihr Ausdrucksvermögen nicht entwickeln. Die theologische Aussage des Johannesevangeliums knüpft daran an und geht zugleich einen Schritt weiter. Wenn Gott das Wort ist, das in Jesus Christus Fleisch geworden ist und unter uns wohnt, dann gibt es konsequenterweise keine Trennung mehr zwischen Gottes und meiner Geschichte. Dann ist mein Leben mehr als ein zufälliges Hineingeworfensein in eine Kultur, in eine Familie, in eine Welt, deren Sinn sich nicht immer gänzlich erschließt. Dann ist mein Leben ein Teil von Gott. Dann ist Gott ein Teil von mir.

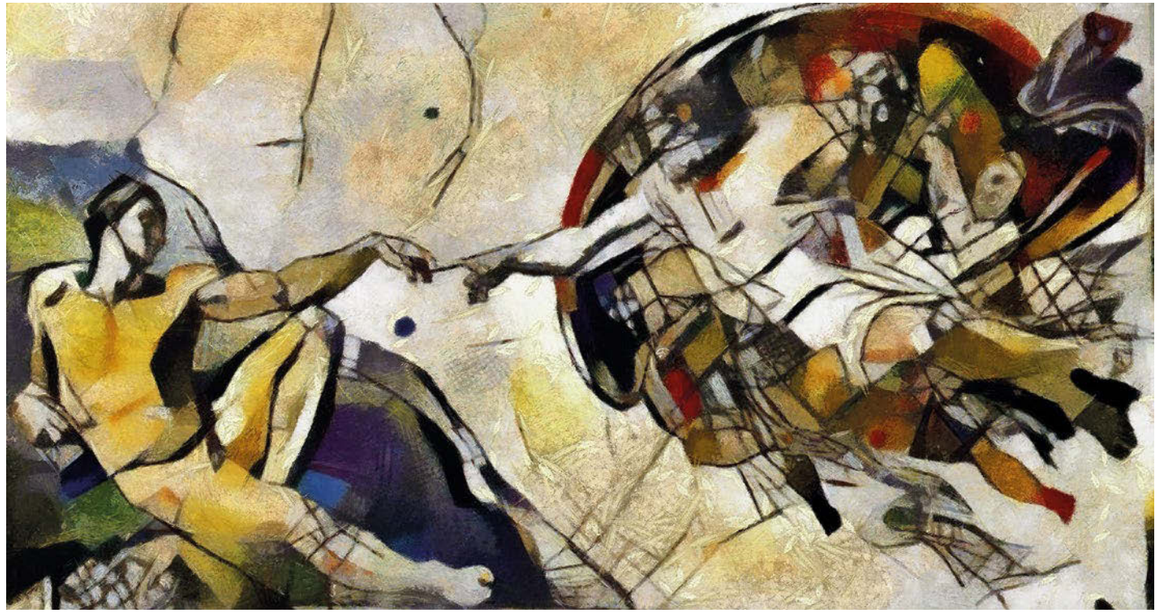


Abb: wikimedia (1), shutterstock (1), Gedicht aus: Rose Ausländer, Gedichte, Verlag: Fischer Taschenbuch, 2015

Geschichten sind ein Medium, um die Beziehung zwischen Gott und Mensch zu klären

Um dieses existenzielle Verflochtensein in eine größere Geschichte, die Geschichte Gottes mit uns Menschen, zu verstehen, brauchen wir Erzählungen, die genau davon berichten. Deshalb ist sie aus unserem Kulturschatz nicht wegzudenken, die Bibel. Sie ist das große Buch der vielen Geschichten, die Gottes Geschichte mit uns Menschen in Sprache gefasst hat. Alles ist in ihnen enthalten – Liebe, Herzschmerz, Verrat, tiefste Trauer und in allem immer wieder das Wort Gottes, das in die ausweglosesten Situationen hineinspricht und Menschen ermutigt, weiterzugehen oder neue Wege einzuschlagen.

Nicht ohne Grund gibt es in allen Religionen Schöpfungsmythen, die davon erzählen, wie die Welt und die Menschen entstanden sind. Darin verwoben sind immer die spezifische Stellung und der Auftrag, die wir Menschen in dieser Welt haben. Geschichten sind in den Religionen niemals Selbstzweck, sondern immer Medium, um die Beziehung zwischen Gott und Mensch zu klären. So ist im Christentum die Geschöpflichkeit und Ebenbildlichkeit Gottes ganz wunderbar in dem Bild aus dem 2. Schöpfungsbericht plastisch vorstellbar: Gott schuf den Menschen aus Staub von der Erde, blies ihm seinen Atem in die Nase – so dass er ein lebendiges Wesen wurde.

Aber auch über die Erzählungen von der Erschaffung der Welt hinaus sind biblische Geschichten ein wesentlicher Teil religiösen Lebens. Das gilt für das Judentum genauso wie für das Christentum. Bei der freitagabendlichen Schabbatfeier erzählen sich jüdische Familien die Geschichte ihres Volkes und erinnern besonders an die Schöpfung und den Auszug aus Ägypten. Wir Christen hören jedes Jahr wieder die immergleiche Weihnachtsgeschichte und an Ostern die Erzählung vom leeren Grab. Nicht ohne Grund erinnern wir die religiösen Grundpfeiler unseres Glaubens in Form von Geschichten. Denn Religion wäre nichts, wenn sie nur aus Wortformeln und behaupteten Wahrheiten bestünde. Eine Religion hat dann Bestand, wenn sie sich als Teil tatsächlichen Lebens erweist. Und Leben besteht nun einmal aus Geschichten. Denn Leben bedeutet Beziehung, die ein Gestern und ein Morgen hat.

Bevor wir in den Dialog treten, müssen wir weltweit unsere Geschichten austauschen

Umso kostbarer ist es, dass uns ein solches Buch der vielen Geschichten Gottes mit uns Menschen geschenkt

„Um die Geschichte Gottes mit uns Menschen zu verstehen, brauchen wir Erzählungen.“ Foto: Die Erschaffung Adams nach einem Fresko Michelangelos im Stil von Picasso

Fortsetzung Seite 10

ist, das uns dazu animieren will, die Geschichte fortzuschreiben und uns selber mit hineinzustellen. Trotz eines langen exegetischen Studiums habe ich selber diese große Wertschätzung für die Bibel erst in gemeinsamen Bibelarbeiten mit Theolog*innen aus dem globalen Süden erlangen dürfen. Wir konnten in unserem ökumenischen Studiengang in Genf, genauer: im Ökumenischen Institut Bossey, keine exegetische Übung an biblischen Texten durchführen, ohne dass jemand der Anwesenden eine eigene Geschichte zum entsprechenden Text zu erzählen hatte. Ich erinnere mich etwa an das Gleichnis vom Verlorenen Schaf und einen aufgeregten ägyptischen Kommilitonen, der aufsprang und uns erzählte, wie sein Vater tagelang im Nildelta unterwegs war, um das eine verlorene Zicklein zu finden. Und schon war das, was wissenschaftlich als „Sitz im Leben“ bezeichnet wird, bei allen Studierenden ins Herz gerutscht. Wir sahen vor unserem inneren Auge den hartnäckig Suchenden und nicht aufgeben Wollenden und das Gleichnis wird seitdem für alle, die dabei gewesen sind, im ägyptischen Nildelta spielen.

Daran habe ich gelernt, dass wir viel mehr Ermutigung brauchen, das Geschichtenerzählen nicht nur als eine Fertigkeit zu sehen, die für die Arbeit mit Kindern sinnvoll ist. Aus diesem Grund bin ich der Überzeugung, dass es heute für unsere Kirche zentral ist, dass wir das Geschichtenerzählen als konstitutives Element unseres Glaubens begreifen und pflegen. Die Bibel gibt uns das Handwerkszeug dafür vor und es ist wunderbar, dass es viele Methoden – wie etwa den Bibliolog oder das Bibliodrama – gibt, die uns einen neuen und kreativeren Umgang mit den biblischen Geschichten eröffnen.

Geschichten sind aber nicht nur für unser Glaubensleben notwendig. Wir brauchen sie auch, um unser Miteinander als weltweite Gemeinschaft in Christus zu leben und zu gestalten. Im vergangenen Jahr habe ich an einer internationalen Konsultation des Lutherischen Weltbundes in Äthiopien teilgenommen. Dabei ging es um die Frage, ob und was Lutherische Identität eigentlich sei. Es wurde schnell deutlich, dass das Austauschen unserer Geschichten der erste Schritt sein muss, wenn sich Christ*innen aus ehemaligen Kolonialstaaten mit denen austauschen, die von ihren Vorfahren das Christentum erklärt bekommen haben.

Es wurde uns während der Konsultation vor Augen geführt: Wir haben allein im weltweiten Luthertum ganz unterschiedliche Geschichten! Es gibt die, die aus dem Land Martin Luthers kommen und sowohl mit der Last als auch der besonderen Verantwortung dieser Geschichte zu tun haben. Es gibt jene, die davon erzählt bekommen haben – von Missionarinnen und Missionaren –, die teilweise Jahrzehnte brauchten um festzustellen, dass es jenseits dieser Erzählungen noch eine ganz andere Botschaft für sie geben kann. Während der Konsultation stellten wir fest, dass wir uns erst über unsere ganz unterschiedlichen Geschichten mit unserer Konfession austauschen müssen, bevor wir in einen echten Diskurs eintreten können. Wir haben dann spontan zu einem Storytelling-Abend eingeladen, der für diejenigen, die daran teilgenommen haben, zu dem eindrücklichsten Erlebnis der Konsultation geworden ist. Viele haben an diesem Abend ihre sehr persönlichen Geschichten erzählt. Es flossen Tränen und zugleich war viel Dankbarkeit im Raum. Es war eine Gemeinschaft entstanden, die uns tief bewegt und zugleich ermutigt hat, an dem gemeinsamen Wunsch festzuhalten, Gottes Wort in unserer Welt in vielfältigster Weise zur Sprache zu bringen.

Wir dürfen der Kraft von Geschichten zutrauen, die Welt transformieren zu können

Das Wort ist uns geschenkt. Darin liegt zugleich eine Verantwortung: Das Wort will versprachlicht und erzählt werden. Wir müssen das Wort weitertragen. Wir dürfen nicht aufhören, Gottes und unsere Geschichten zu erzählen und dürfen ihnen zuzutrauen, diese Welt zu transformieren.

Dabei kann es ein guter Anfang sein, die biblischen Geschichten immer wieder ins Gespräch zu bringen. Denn was dann geschieht, ist wunderbar. Menschen trauen sich, eigene Erlebnisse einzutragen und von sich zu erzählen. Auf einmal wird deutlich, dass Gott nicht abstrakt und fern ist, sondern mir ganz nah kommt. Weil er sich in nichts anderem als in alltäglichen Geschichten offenbart hat und Fleisch geworden ist.

Vor einigen Wochen habe ich mit Mitarbeitenden einer Kirchenverwaltung unserer Landeskirche gearbeitet. Großer Frust über die gegenwärtige kirchliche Situation war im Raum und das Gefühl, zu wenig von den Ortsgemeinden wertgeschätzt zu werden. Kurzerhand habe ich das Programm umgestellt und den Mitarbeitenden zugemutet, sich in eine biblische Geschichte hineinzuversetzen. Es ging um die Speisung der 5000. Und auf einmal war alles im Raum: Die Angst, einem Wunder zu vertrauen. Die Skepsis, dass da jemand etwas Unvorstellbares vollbringt. Der Blick auf den Jungen, der mit fünf Broten und zwei Fischen vorbeikommt und damit zum Beginn einer großen Transformation wird. Am Ende stand die Erkenntnis, dass diese alte biblische Geschichte dazu ermutigt, die Augen für die kleinen und großen Wunder offenzuhalten, die Gott uns mitten im Alltag schenkt. Der Blick weg von aktuellen und manchmal unüberwindlich scheinenden Herausforderungen hin auf die Perspektive Gottes auf unsere ganze Welt kann befreien.

Der Kraft der Geschichten vertrauen, sowohl unserer eigenen als auch Gottes Geschichte mit uns. Das wäre ein Anfang. „Und das Wort ist unser Traum und der Traum ist unser Leben.“

Nora Steen
ist theologische Leiterin des Christian Jensen Kollegs der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland in Breklum.

Fotos: N. Steen (1), U. Plautz (1), C. Lohff (1)

Die Hoffnung braucht Bilder – und eine Erzählung

Vor allem die Weihnachtsgeschichte gehört für viele argentinische Frauen aus Quilmes zu den wichtigsten Erzählungen. Denn sie erzählt davon, dass es sich lohnt zu hoffen, allen widrigen Umständen zum Trotz. Wie gegenwärtig die Kraft der Geschichte immer noch ist, erfährt ***Claudia Lohff*** beim gemeinsamen Bibellesen mit Müttern in der Kindertagesstätte.

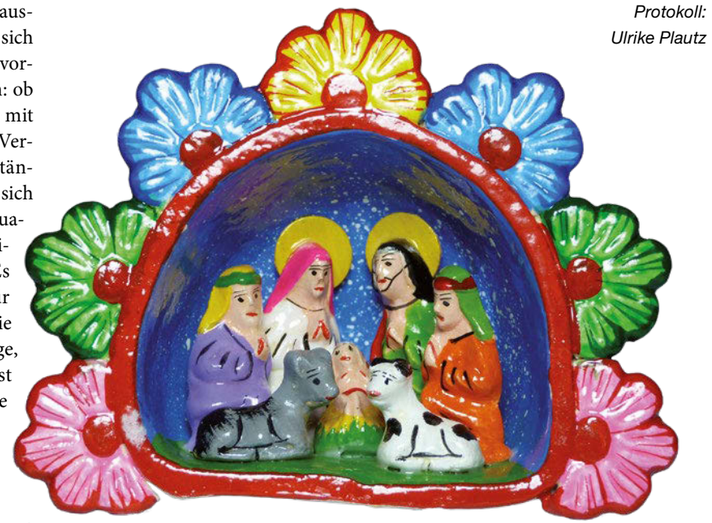
Für viele Mütter aus Quilmes ist sie zentral: Die biblische Geschichte, die von einer Frau erzählt, die unter schwierigsten Bedingungen ein Kind zur Welt bringen wird. Die nicht aufgibt, als sie durch äußere Umstände gezwungen wurde, ihre sichere Umgebung zu verlassen, sondern hartnäckig, mit all ihr zur Verfügung stehenden Energie, nach einem Platz für ihre werdende Familie sucht und schließlich sogar einen Ort findet, nicht optimal zwar, aber gerade gut genug, damit das Kind gesund auf die Welt kommen kann.

Das ist eine Erzählung, in der sich die Mütter in unserer Kindertagesstätte in Quilmes wiederfinden können, die jeder jungen Frau sofort etwas zu sagen hat, die ein Kind unter schwierigen Lebensbedingungen erwartet. Eine unerwartete, oft ungewollte Schwangerschaft, das geschieht im Alltag vieler Frauen immer wieder. Als ob das nicht herausfordernd genug wäre, müssen sich manche dann zusätzlich noch vorwurfsvolle Fragen gefallen lassen: ob das denn gerade jetzt sein müsse mit der Schwangerschaft, in diesen Verhältnissen und unter diesen Umständen? Wie Maria befinden sie sich plötzlich in einer Ausnahmesituation, die vollkommen verunsichert. Alles ist in Umwälzung. Es gibt keine Planungssicherheit, für nichts. Viele befinden sich, wie damals Maria, in einer Lebenslage, die stark von außen bestimmt ist und in der sie nicht über die Umstände entscheiden können, in der ein Kind zur Welt kommen soll. Alles in allem eine Situation also, in der zweifelhaft ist, ob es gut ausgehen wird. Und dann kommt die ebenso klare wie mutige Entscheidung: Ja, ich werde mich nicht unterkriegen lassen, auch nicht von diesen widrigen Umständen. Trotzdem soll neues Leben entstehen können.

Eine Geschichte, die Mut macht und von dem großen Trotzdem erzählt

So oder so ähnlich haben Frauen aus Quilmes diese Geschichte für sich interpretiert, wenn sie zusammen sitzen und nach dem Vorbild der Basisgemeinden gemeinsam die Bibel lesen, um herauszufinden, was denn die Geschichte mit ihrer Lebensrealität mit all ihren Problemen, Ängsten oder Hoffnungen zu tun hat. Dabei verstehen sie die Geschichte nicht als Handlungsanweisung, die eins zu eins auf ihr Leben übertragbar ist. Für sie ist diese Geschichte eine Symbolgeschichte. Eine, die die Hoffnung nährt, dass neues Leben, ob konkret oder im übertragenen Sinne, entstehen kann, allen Umständen zum Trotz. Eine, die Mut macht, dafür zu kämpfen. Die die Botschaft hat, dass es sich lohnt, zu hoffen, auch wenn es keine Beweise dafür gibt, dass alles gut ausgeht. Diese Geschichte, in der sich so viele dieser Mütter wiederfinden, stärkt das Vertrauen in die Zukunft. Sie erzählt von dem großen Trotzdem. Trotz aller schweren Lebensumstände richtet sich der Blick nicht nur auf das, was Angst macht, auf das, wofür man noch kämpfen muss oder auf das, was traurig macht oder Schmerzen bereitet. Der Blick geht nach vorn: auf das Leben, das entstehen soll.

Protokoll: Ulrike Plautz



Die Weihnachtsgeschichte in lateinamerikanischen Farben

Claudia Lohff
ist Leiterin der evangelischen Kindertagesstätte in Quilmes/ Buenos Aires, die Familien aus den umliegenden Armenvierteln unterstützt.

„Geschichte wird lebendig durch das Erzählen von Geschichten“

Gute Geschichten können vieles: Sie können die eigene Geschichte vergegenwärtigen, Geborgenheit vermitteln und heilsam wirken. Als Psychotherapeut arbeitet ***Raphael Pifko*** mit Geschichten und erzählt, was er an ihnen so schätzt.

Viele betrachten das Judentum als eine Religion, die im Vergleich zu anderen besonders auf dem Erzählen von Geschichten basiert und von ihnen geprägt wird. Würden Sie dem zustimmen?

Raphael Pifko: Grundsätzlich ja. Andererseits lässt sich das Judentum nicht auf die Geschichte mit den Geschichten reduzieren. Wenn man so will, steht das Judentum auf drei Säulen: Es gibt den religiösen Aspekt, den ethnischen Teil und die Kultur, die auch über Geschichten tradiert wird. Zum Wesen dieser Geschichten gehört, dass es sich nicht immer um etwas Festgeschriebenes handeln muss. Demnach wird unterschieden zwischen einer schriftlichen Lehre, also der Bibel, und der mündlichen Lehre. Beides hat Vor- und Nachteile: Die schriftliche Lehre ist buchstäblich in Stein gemeißelt und die mündliche Überlieferung hat den Vorzug, dass sie sich im Lauf der Zeit und der Umstände verändern kann und im Fluss bleibt.

Raphael Pifko *studierte Talmud und Psychologie. Der Psychotherapeut war Projektleiter an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich (ETH) und ist heute u. a. tätig als Dozent in verschiedenen Bildungshäusern und Hochschulen.*

Auch im Judentum gibt es Geschichten, die anlässlich von religiösen Feiertagen wiederholt werden, wie etwa die Exodusgeschichte. Was ist der Sinn dieser Erzählrituale?

Bei der Exodusgeschichte handelt es sich ja quasi um den Gründungsmythos des Judentums. Wenn dieser Bericht alljährlich zum Pessahfest erzählt wird, geht es darum, das Bewusstsein der Gemeinschaft zu fördern. Das ist etwas, das immer wieder neu erlebt und genährt werden muss. Gemeinsame Geschichte wird erst lebendig durch das gemeinsame Erzählen von Geschichten.

Umgekehrt heißt das: Wenn sich immer mehr Menschen auf verschiedene Narrative berufen, dann kann das eine Gesellschaft schwächen?

Ja. Das sich Vergegenwärtigen gemeinsamer Geschichten und das dadurch entstehende Bewusstsein des Sich-verbunden-Fühlens, das ist das, was Gesellschaften stärkt. Was geschieht, wenn dies auseinanderbricht oder fehlt, erleben wir gerade in vielen Gesellschaften.

Noch einmal zur Bedeutung biblischer Erzählungen und Bilder: In den Psalmen finden sich Worte, die seit Jahrhunderten schon immer gesprochen wurden und die die Tiefe menschlichen Lebens widerspiegeln. Welche Wirkung kann das haben?

Für mich sind diese Psalmen wie ein Link zwischen der Welt der Worte, dem menschlichen Erleben und den Emotionen. Durch sie erfahren Menschen: diese Emotion, die ich gerade durchlebe oder erleide, ist nicht neu. Schon vor tausend Jahren haben Menschen ähnliche Emotionen gehabt, haben sich mit diesem oder jenem herumgeschlagen. Nun bin ich eben ein Mensch mehr, der sich damit auseinandersetzten muss. Sobald man sich das vor Augen führt, ist man weniger isoliert. Man ist eingebunden in ein großes Ganzes. Auch die Passagen der Psalmen, die von Zorn und Hass sprechen, vermitteln etwas von dem Gefühl des Eingebettetseins: Indem der Mensch seinen Zorn ausspricht, übergibt er ihn Gott. Er richtet nicht selbst. Der Zorn wird dadurch sublimiert und auf eine andere geistige Ebene gehoben.

Worte und Geschichten können also auch Geborgenheit vermitteln?

Ja, sie haben diese Qualität. Ich habe einmal beim Erzählen des Märchens von Schneewittchen eine Variation eingebaut, und einen Zwerg fragen lassen: Wer hat meine Pizza weggefressen? Meine damals kleine Tochter protestierte sofort. Ich solle das doch richtig erzählen. Das ist genau der Aspekt bei Geschichten, der Geborgenheit gibt: Man freut sich auf das, was kommt. Wenn sich etwas ändert, dann sind die Freude weg und das Gefühl des Sich-Geborgen-Fühlens im Bekannten.

Geschichten werden von Menschen ausgedacht, umgekehrt werden sie durch Geschichten geprägt . . .

Ich würde es als interaktive Beziehung verstehen, man lebt in beide Richtungen. Mein Außen verändert mein Innen und mein Innen hat einen Einfluss auf die Welt. In dem Sinne wirken Geschichten immer interaktiv.

Als Therapeut arbeiten Sie auch mit Geschichten. Und zwar nicht nur mit denen, die diejenigen erzählen, die zu Ihnen kommen, sondern Sie erzählen selbst Geschichten.

Natürlich sind erst einmal die Geschichten wichtig, die mir die Klientinnen und Klienten erzählen. Aber ich erzähle auch selbst Geschichten, die eine Ähnlichkeit zur Situation haben, die mir von meinem Gegenüber erzählt wird. Sie sind ein Angebot: Du Klientin und Klient kannst dir aus der Geschichte so viel mitnehmen, wie du brauchen kannst. Das andere kannst du liegen lassen. Gute Geschichten sind immer vielschichtig. Sie bieten der Seele Raum und erreichen Menschen nicht nur auf der kognitiven Ebene. Das wirkt manchmal stärker, als wenn man ein Problem direkt ansprechen würde.

„Gute Geschichten geben der Seele Raum.“

Fotos: Pifko (1), adpic (1)

Inwiefern wirken Geschichten heilsam?

Wenn man Worte für etwas findet, kann es für Menschen sehr entlastend sein zu wissen, dass es dafür eine Geschichte oder Worte gibt. Zum Beispiel leiden Kranke stärker, wenn sie nicht wissen, was ihnen Schmerzen bereitet, als wenn sie eine Diagnose haben. Sowie etwas einen Namen hat, ist es keine grau wabernde Wolke mehr. Das, was mich beschäftigt oder belastet, wird fassbar, es hat Konturen und Grenzen. Damit lässt sich leichter leben.

Sie haben ein Buch über Rabbi Nachman von Breslow herausgegeben. Was interessiert Sie an diesen chassidischen Geschichten?

Im Vergleich zu anderen chassidischen Geschichten sind dies keine Geschichten über rabbinische Meister, in denen Respekt vor ihnen tradiert oder moralische Werte überliefert werden sollen. Rabbi Nachman erzählt selbst Geschichten und formuliert in ihnen seine philosophischen Betrachtungen.

Haben Sie eine Lieblingsgeschichte?

Ja, das Gleichnis vom vergifteten Korn.

Mögen Sie erzählen?

„Es war einmal ein König. Er sagte eines Tages zu seinem besten Freund, dem Vizekönig: Als Astrologe sehe ich, dass alles Getreide, das dieses Jahr wachsen wird, jeden, der davon isst, verrückt machen wird. Wir müssen beraten, was in dieser Lage zu tun ist. Der Vizekönig gab den Rat: Wir können Getreide vorbereiten, damit wir nicht vom vergifteten Korn essen müssen. Der König antwortete: Das wird zur Folge haben, dass wir die einzigen Nichtverrückten sein werden, während alle anderen verrückt sind. Dann wird sich das Gegenteil ergeben, dass nämlich wir die Verrückten sein werden. Daher müssen wir vielmehr selbst auch von diesem Getreide essen. Aber wir müssen auf unseren Stirnen ein Zeichen anbringen, damit wir uns daran erinnern, dass wir verrückt sind. Wenn ich auf deine Stirne schaue und du auf meine, werden wir am Zeichen erkennen, dass wir ebenfalls verrückt sind.“

Für mich geht es bei dieser Geschichte um die Relativierung von Realität. Was gestern verrückt war ist heute normal und umgekehrt. Normal ist nicht das, was richtig ist, sondern als normal gilt das, was alle tun. Ich finde, diese Geschichte passt gut zu diesen Zeiten, in denen so vieles im Umbruch ist.

Das Gespräch führte Ulrike Plautz.

Ein Medium für Erinnerung, Moral und Religion

Geschichten werden in Indien geliebt: ob als Theater, Tanz, Musik, Erzählung oder in Gestalt opulenter Bollywoodfilme. In einer Gesellschaft, in der die Analphabetenrate hoch ist, sind sie für viele das einzige Mittel, um sich über religiöse, soziale und gesellschaftliche Werte zu verständigen.

Sophia Schäfer

Stundenlanges Eintauchen in andere Welten – Bollywood macht es möglich. Foto: (l.) Schauspielerin Kareena Kapoor Khan mit Lokesh Sharma

Viele Menschen haben beim Gedanken an Indien sofort Bilder im Kopf: die vielen Farben, wunderbar gewebte Sari-Stoffe mit schillernden Verzierungen, die Bollywoodfilme, deren reiche Bildwelt schier endlose Geschichten illustrieren. Diese Filme, die Geschichten erzählen zum Verzaubern und Wegträumen, die ablenken und entführen aus einem weniger schillernden Alltagsleben, das häufig geprägt ist durch viel harte Arbeit, komplexe Familiensysteme und -hierarchien in durchschnittlich eher beengten Wohnverhältnissen, Regeln und Macht des Patriarchats. Inder*innen lieben Geschichten, die voll sind von Musik und Tanz, die emotional berühren. Sie ermutigen ihr Publikum, zwischen den Zeilen zu lesen und nicht nur Schönheit und Genuss darin zu erkennen.

Indien pflegt seit Jahrtausenden eine orale Kultur, in der über das gesprochene Wort, aber auch Darstellungsformen wie Tanz, Theater und Musik besonders religiöse, soziale und gesellschaftliche Werte und Inhalte vermittelt und ausgehandelt werden. Die ältesten heiligen Schriften des Hinduismus, die Veden, wurden durch das Hören (śruti) empfangen, mündlich weitergegeben, von auserwählten Schülern gehört und auswendig gelernt. So konnte zum einen ihr Wortlaut fehlerfrei und delokalisiert konserviert, aber auch verhindert werden, dass die heiligen Worte in falsche Hände gerieten. Nur den Brahmanen als reinen, gebildeten und mit gutem Karma geborenen Geistlichen stand das heilige Wissen zu. Sie verfügen über die Tempel und die Texte, die zum Hören gedacht sind. Hindus glauben, nur wenn vedische Verse als Mantra laut und singend auf korrekte Weise rezitiert werden, entwickeln sie ihren heiligen Klang und damit ihre Kraft und göttliche Macht – sie nur zu lesen genügt dazu nicht. Um die Geschichten des Mahabharata, des großen Epos mit Auftritt der wichtigsten Gottheiten und ihrer Funktionen, besser zu verstehen, hat sich eine ganze Kultur des Geschichtenerzählens entwickelt. Die Sanskriterzählungen, die Nicht-Geistliche kaum verstehen, werden in Tänzen und Theateraufführungen im ganzen Land von Laien und Professionellen dargeboten, zum Beispiel in Form des berühmten Kathakali, allgemeiner heißt das Katha Kalak Chebam (Religious Storytelling). Aufwändig geschminkt und verkleidet tanzen, taumeln und stürmen die Schauspieler*innen ohne Worte, dafür mit lauter Musik und veranschaulichenden Klängen über die Bühne.

Da in Indien bis heute Millionen von Menschen nicht lesen können (laut Census 2011 sind 25 Prozent der Bevölkerung Analphabet*innen), nehmen Bücher und Texte im Alltagsleben weniger Raum ein als in anderen Kulturen. Dadurch ist der Einfluss von Filmen, Theater, Konzerten, Fernsehen, aber auch von Erzählungen älterer Familienmitglieder, Gurus und Prediger*innen hoch. Sie alle begeistern mit Geschichten auf ihre eigene, anschauliche und häufig emotionale Weise.

Viele dieser Geschichten und die Art, wie sie erzählt werden, enthalten kulturelle wie soziale Normen und Werte, die (bewusst oder unbewusst) von den Konsument*innen wahrgenommen, verinnerlicht und als normal betrachtet werden.

Fotos: S. Schäfer (1), wikimedia (1)

Wer selbst einmal einen Bollywoodfilm oder eine indische Serie gesehen hat, dem wird aufgefallen sein, dass fast alle Schauspieler*innen hellhäutig sind. Die helle Haut gilt in Indien als erstrebenswert, schön und als ein Zeichen von Reinheit, Status, damit Bildung und Reichtum. Obgleich der Großteil der heutigen Bevölkerung nicht hellhäutig ist, sind die indischen Medien vom hellhäutigen Schönheitsideal geprägt. Aber auch die gesellschaftliche Rolle der Frau (als Mutter, Hausfrau, für Religion und Kultur in der Familie zuständig) und des Mannes (stark, herrschend, machtvoll, für das Auskommen der Familie und die Abwehr von Feinden zuständig) werden durch diese Geschichten verfestigt. Dabei wird vor allem das Bild einer in der Öffentlichkeit eher stillen, schönen Frau geprägt, die hinter ihrem Mann steht und die Familie organisiert.

Das gemeinsame „Weißt du noch... ?“ stärkt die christliche Minderheit

Geschichten sind bilderreich, reproduzierbar und lehrreich. Die meist kleinen Episoden enthalten bedeutende Fragen des Lebens und Glaubens, die sich in Indien viele Menschen stellen. Durch das Erzählen, das Reproduzieren und das Erinnern von Geschichten bilden sich Gemeinschaften. Die frühe Christenheit fand sich auch durch das Erzählen der Wunder Jesu, seiner Gleichnisse und Geschichten über das Reich Gottes sowie der Umstände seines Todes und der Auferstehung zusammen. Bis heute werden in Gottesdiensten Texte aus diesen antiken Zeiten gelesen. Ihre Anschaulichkeit, Kürze und Möglichkeit zur Deutung auf aktuelle Kontexte machen sie zeitlos. Indem man sich in Koraput und der Region im südwestlichen Odisha diese biblischen Geschichten sowie die von der Entstehung der Kirchengemeinde erzählt, werden sie zum Stabilisator einer religiösen Minderheit. Lediglich 2,3 Prozent der Inder*innen sind christlich, in Koraput sind es etwas über 9 Prozent und damit etwas mehr als im Landesdurchschnitt. Trotzdem fühlen sie sich auch hier ausgegrenzt und fürchten die hindu-nationalistische Politik der aktuellen indischen Regierung. Deren radikale Gruppierungen waren 2008 im nahe gelegenen Kandhamal für den Tod hunderter Menschen, die Zerstörung und Verwüstung Dutzender Kirchen sowie der Verunsicherung einer ganzen Region verantwortlich. „Weißt du noch, …?“, sagen sie sich und erinnern sich daran, wie sie zusammenhielten und die Hoffnung nicht aufgaben, bis sich die Konflikte beruhigten. Seitdem grenzt sich die christliche Community noch stärker von der indischen Gesellschaft ab und distanziert sich von gesamt-indischen Narrativen, kulturellen Angeboten und Treffpunkten der lokalen Öffentlichkeit. Sie hören ihre eigene christliche Pop- und Kirchenmusik, schauen christliche TV-Sender und bewegen sich in ihren Vierteln, wo Mitglieder anderer Communities nicht hingehen. Und sie erzählen sich Geschichten mit ihren eigenen Motiven, Interpretationen und Hoffnungen.

Inderinnen nutzen Theaterstücke als Ventil zur Bewältigung ihres Alltags

Geschichten und das Erzählen können aber auch frei machen. Besonders gilt das in Kontexten, in denen kaum offen geredet werden kann. Auch wenn Christ*innen sich von der indischen Mehrheit abgrenzen, leben sie doch im selben sozio-kulturellen Kontext und sind tief mit dessen Traditionen und Werten verwoben. In Indien gibt es viele gesellschaftliche Tabus und hierarchische Gesellschaftsprinzipien, die es besonders den unteren Gliedern in Familien, Kasten oder Institutionen nicht ermöglicht, zu sagen, was sie denken

Fortsetzung Seite 16

„Viele Frauen teilen ihre Wahrheiten und Verständnisse über Geschichten und Tänze mit“, wie diese Frauen der Frauenhilfe der lutherischen Kirchengemeinde

oder was sie beschäftigt. Besonders Frauen, Dalits und Adivasi (Indigene) gehören zu jenen marginalisierten, von Unterdrückung und Gewalt gefährdeten Personengruppen. Weil sich zum Beispiel Frauen kaum gegen die strukturelle Gewalt ihrer Schwiegereltern wehren können, in deren Haus sie nach der Hochzeit traditionell einziehen müssen und den Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie fast gänzlich verlieren, verstummen sie häufig und fügen sich ihrem Schicksal. Lediglich in der Begegnung mit anderen Frauen können sie ihren Gefühlen und Sorgen Raum geben. Dafür gibt es in den Regionen spezifische kulturelle und religiöse Formen.

Wie in der Region um Koraput, die im sogenannten „Tribal Belt" Indiens liegt und mit hoher Arbeitslosigkeit, Korruption und wenig Anschluss an den Reichtum der großen Städte an der Küste zu kämpfen hat. Dort leben besonders viele Adivasi mit ihren indigenen Kulturen und Religionen. Viele von ihnen lernen niemals lesen und schreiben, sie teilen ihre religiösen Geheimnisse, Wahrheiten und Verständnisse öffentlich in ihrer Gesellschaft meist über Geschichten und Tänze.

So auch in dieser Region, in der die christlichen Kirchen von kulturellen Einflüssen aus der Umgebung stark geprägt wurden. Hier führen Frauen und Mädchen zu allen größeren Veranstaltungen der Kirchengemeinde in Koraput sogenannte „Cultural Events" auf, besonders Tänze und Theaterstücke, die sie selbst erdacht und ausgearbeitet haben. Häufig geht es in den Theaterstücken der Frauengruppe der lutherischen Kirchengemeinde (Stree Samaj) um ihre betrunkenen Ehemänner, die sich in karikaturhaften Geschichten lächerlich machen und auf groteske Weise gewalttätig gegenüber ihren Frauen und Kindern werden, während sie beispielsweise dabei umfallen und einschlafen. Die Frauen, die diese Stücke aufführen, verkleiden sich selbst als Ehemänner, sodass es in ihren Geschichten nicht mehr um sie selbst, sondern um die Frauen der Region im Allgemeinen geht – und keine*r durch die Veröffentlichung der eigenen Geschichte peinlich berührt die Veranstaltung verlassen muss. Während der Aufführungen wird viel gelacht und auf leichte Weise der so schwere Alltag vieler Frauen dargestellt. Geschichtenerzählen wird so für viele Frauen zum Ventil für Frustration, Angst, Einsamkeit und Schmerz. Durch das Teilen von Erfahrung, das Erzählen und Spielen von eigenen und anderer Frauen Geschichten bei gleichzeitiger Identifikation mit den gespielten Figuren entsteht Empathie. Es entsteht Solidarität und Erleichterung, schambehaftete Themen endlich in eine Form der Kommunikation zu überführen und aussprechen zu können, was wirklich passiert. Diese Frauen sind stets die Heldinnen ihrer Geschichten, meist zugleich auch Opfer und Leidtragende. In ihren Aufführungen wird das Verhalten der betrunkenen, kontrollverlustigten Männer als lächerlich und verachtenswert gebrandmarkt. Dadurch wird der Wert eines nüchternen, respektvollen und verantwortungsvollen Handelns in der Familie gestärkt und in der gesamten Gemeinschaft verankert. Geschichten werden so neben Entertainment und Belustigung bei Großveranstaltungen auch zu Medien der Gemeinschaftsstiftung, Wertevermittlung, Kritik und Heilung.

„Testimony-Storys" werden in Pfingstkirchen zu Medien göttlicher Macht

Seit einigen Jahrzehnten gibt es in Koraput und Umgebung auch andere Formen christlichen Lebens als das Lutherische. So haben sich auch in Indien zahlreiche Pfingstkirchen unter Einfluss amerikanischer, australischer und indischer Missionar*innen und Prediger*innen aus anderen Regionen des Landes gebildet, die vor Ort „Revival Meetings" veranstalten, landesweite TV-Sender gründeten und Prediger*innen wie Missionar*innen ausbildeten, um ihre Alternative des Verstehens und Gestaltens christlicher Gemeinschaft zu etablieren.

Hunderttausende nehmen heute an den großen „Revival Meetings" teil und genießen die Atmosphäre in einer Masse Gleichgesinnter zu sein, die sich einstellt und den Minderheitenstatus und vielleicht Verfolgungs- und Ausgrenzungserfahrungen vergessen lässt. Wunder und Heilungen geschehen hier, sagen viele, von Reichtum und großen Versprechungen sei die Rede – und viele lassen sich motivieren, anstecken und fühlen ein starkes „Empowerment". Wohlstand rufen viele dieser Prediger*innen und Heiler*innen aus, der sich einstelle, wenn man nur fest genug an Gott glaube und sein ganzes Leben nach Ihm ausrichte, weshalb ihre Theologie auch häufig als Wohlstandsevangelium („prosperity gospel") bezeichnet wird. Eine persönliche Gottesbeziehung und dem Nachspüren von Wundern und Heilungen im Alltag sei wichtiger, als die Befolgung von Regeln und der korrekten Liturgie. Der Angriff auf die traditionellen Kirchen, die besonders durch Bildungseinrichtungen, karitative Angebote und Gemeinschaftserfahrungen im Gottesdienst ihre Mitglieder binden konnten, ist unübersehbar und artet nicht selten in offene Konkurrenz der verschiedenen Denominationen aus.

Persönliche und emotionale Geschichten werden zum wichtigsten Mittel, die pfingstkirchlichen Prediger*innen und Heiler*innen zu legitimieren und als religiöse Autoritäten zu stabilisieren. Sogenannte Testimony-Geschichten sollen in nahezu jeder religiösen Veranstaltung beweisen, dass die Arbeit jener neuen und häufig ungebildeten Geistlichen Wunder hervorbrachte, die Gottes Macht so eindrücklich sichtbar werden ließen. Sie, die Geschichten, aber auch ihre Protagonist*innen werden zu Medien von Gottes unendlicher Macht.

In einem solchen Testimony erzählt mir eine Frau mittleren Alters in Koraput, wie sie einmal in einem Bus saß und sich nach einer Weile begann unwohl zu fühlen. Sie spürte, dass etwas mit dem Bus nicht in Ordnung zu sein schien. Nach einer Weile wurde ihr Gefühl stärker, sie sagte dem Busfahrer Bescheid, der sie zunächst abwimmelte. Als sie nicht aufhörte mit ihren Warnungen und der Bus für eine Pause anhielt, begann sich kurz vor Stillstand des Fahrzeugs eines der Räder zu lösen. Geradeso konnte ein Unfall abgewendet und zahlreiche Menschenleben gerettet werden. Die göttliche Eingebung, so die Frau, habe allen das Leben gerettet und durch sie habe Gott zu den Menschen gesprochen.

Seit diesem Tag bete sie täglich stundenlang und habe schon viele Menschen heilen oder vor Unheil bewahren können. Während sich diese Frau durch ihre Geschichte, ihr Testimony selbst als Medium inszeniert und durch die anschauliche Illustration einen Beweis der göttlichen Macht und ihrer Rolle als Prophetin unverzichtbar macht, gibt es ähnliche Geschichten auch von ihren Anhänger*innen. So enden viele jener Geschichten damit, dass sie auf einen Rat einer dieser religiösen Autoritäten gehört haben, der sie gerettet, ihnen Glück gebracht oder ihnen in einer Not geholfen haben. Die Geschichten selbst, von authentischen und als ebenbürtig empfundenen Personen der Gemeinschaften erzählt, werden zum starken Beweis göttlicher Macht und menschlicher Autorität. Sie sind für die Hörenden aus dem Leben gegriffen, wahr und damit hochgradig ermutigend für die Suche nach eigenen ähnlichen Erfahrungen und dadurch besonders einprägsam. Der Kontakt mit diesen Personen, aber auch den neuen Prediger*innen, wird durch diese Geschichten besonders attraktiv, die neuen Zentren boomen.

Geschichtenerzählen hat in Indien lange Tradition und wird auch in Zukunft ein wichtiger Teil gesellschaftlichen, familiären wie kirchlichen Lebens bleiben. Die Formen ändern sich dabei und auch ihr Inhalt bleibt nicht immer gleich, aber die emotionalen, stark ausgeschmückten und häufig schönen Geschichten voller verschiedener Bedeutungsebenen faszinieren Menschen weit über den indischen Subkontinent hinaus. Ich kann nur ermutigen, einmal einen (renommierten) zwei- bis dreistündigen Bollywoodfilm zu schauen und einzutauchen in eine andere Welt. Oder in ein indisches Theater zu gehen, einen indischen Tanz anzuschauen und dabei ein wenig zu versuchen zu verstehen, was er sagen will und ihn nicht nur schön zu finden. Sie werden in einer solchen Offenheit und Neugier Ihre eigene Familie, möglicherweise gesellschaftliche Werte, religiöse Gefühle und ästhetische Vorlieben, reflektieren und sich vielleicht davon beeinflussen lassen. Sicherlich werden Sie verändert herausgehen.

Fotos: S. Schäfer (2)

„Geschichtenerzählen hat in Indien eine lange Tradition und wird auch in Zukunft wichtiger Teil gesellschaftlichen wie kirchlichen Lebens bleiben."

Sophia Schäfer
(33) ist evangelische Theologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Tübingen. Derzeit promoviert sie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Für ihre Feldforschung lebte sie 2018 und 2019 zehn Monate in der Koraputer Gemeinde der Evangelisch-Lutherischen Jeyporekirche (JELC).

Die Gefahr einer einzigen Geschichte

Das, was ein Menschen ausmacht, das, was über eine Kultur zu erzählen ist, lässt sich niemals in nur einer Geschichte erzählen.

Chimamanda Ngozi Adichie

Ich bin eine Geschichtenerzählerin. Und ich möchte Ihnen ein paar persönliche Geschichten erzählen, über das, was ich „Die Gefahr der einzigen Geschichte“ nenne. Ich bin auf einem Universitätsgelände im Osten Nigerias aufgewachsen. Ich fing früh an zu lesen. Und was ich las, waren britische und amerikanische Kinderbücher.

Ich begann früh zu schreiben und mit etwa sieben Jahren schrieb ich genau die Art von Geschichten, die ich las. All meine Charaktere waren weiß und blauäugig. Sie spielten im Schnee. Sie aßen Äpfel. Und sie sprachen viel darüber, wie schön es war, wenn die Sonne herauskam. Nun, ich lebe in Nigeria. Und war nie woanders gewesen. Wir hatten keinen Schnee. Wir aßen Mangos – und sprachen niemals über das Wetter, weil das nicht nötig war.

Ich denke, diese Geschichte zeigt, wie beeinflussbar und schutzlos wir angesichts einer Geschichte sind, besonders als Kinder. In meinen Büchern, die ich bis dahin gelesen hatte, waren die Personen Ausländer. So war ich überzeugt, dass Bücher von Natur aus Ausländer enthalten mussten. Und dass sie von Dingen handeln mussten, mit denen ich mich nicht identifizieren konnte. Nun, dies änderte sich, als ich afrikanische Bücher entdeckte. Es gab nicht viele davon. Und sie waren nicht so einfach zu finden. Aber durch Autoren wie Chinua Achebe und Camara Laye, wandelte sich meine Wahrnehmung von Literatur. Ich erkannte, dass Menschen wie ich, Mädchen mit schokoladenbrauner Haut, deren krause Haare sich zu keinem Pferdeschwanz binden ließen, auch in der Literatur existieren konnten. Ich begann über Dinge zu schreiben, die ich verstand. Die Entdeckung afrikanischer Autoren rettete mich davor, nur eine einzige Geschichte zu kennen.

Ich stamme aus einer konventionellen, nigerianischen Familie der Mittelklasse. Mein Vater war Hochschullehrer. Meine Mutter war Verwaltungsangestellte. Und bei uns lebten, wie es die Norm war, Bedienstete, die oft aus den umliegenden Dörfern kamen. In dem Jahr, in dem ich acht wurde, bekamen wir einen neuen Hausdiener. Sein Name war Fide. Das einzige, was meine Mutter uns über ihn erzählte, war, dass seine Familie sehr arm war. Meine Mutter schickte Süßkartoffeln und Reis und unsere alten Kleider zu seiner Familie. Und wenn ich mein Abendessen nicht aufaß, sagte meine Mutter: „Iss dein Essen auf! Ist dir nicht klar, dass Menschen wie die Familie von Fide nichts haben?“ Deshalb hatte ich großes Mitleid mit Fides Familie.

Dann, an einem Samstag, besuchten wir sein Dorf. Und seine Mutter zeigte uns einen wunderschön geflochtenen Korb aus gefärbtem Bast, den sein Bruder gemacht hatte. Ich war überrascht. Es wäre mir wirklich nicht eingefallen, dass jemand aus seiner Familie irgendetwas herstellen könnte. Alles, was ich über sie gehört hatte, war, wie arm sie waren, so dass es für mich unmöglich geworden war, sie als irgendetwas anderes zu sehen als arm. Ihre Armut war die einzige Geschichte von ihnen, die ich kannte.

Jahre später dachte ich daran, als ich mein Land verließ, um in den USA zu studieren. Ich war 19. Meine amerikanische Zimmergenossin war mit mir überfordert. Sie fragte mich, wo ich so gut Englisch zu sprechen gelernt hatte, und war verwirrt als ich ihr sagte, dass in Nigeria zufälligerweise Englisch die Amtssprache ist. Sie fragte, ob sie das, was sie meine „Stammesmusik“ nannte, hören dürfe, und war dementsprechend sehr enttäuscht, als ich meine Kassette von Mariah Carey hervorholte. Sie nahm an, dass ich nicht wusste, wie man einen Herd bedient. Was mich wirklich betroffen machte: Sie hatte Mitleid mit mir, bevor sie mich überhaupt gesehen hatte. Ihre Grundhaltung mir gegenüber als Afrikanerin, war eine Art gönnerhaftes, gut meinendes Mitleid. Meine Zimmergenossin kannte nur eine einzige Geschichte über Afrika. Eine einzige verhängnisvolle Geschichte. Diese einzige Geschichte enthielt keine Möglichkeit für Afrikaner, ihr in irgendeiner Weise ähnlich zu sein. Keine Möglichkeit für vielschichtigere Gefühle als Mitleid. Keine Möglichkeit für eine Beziehung als gleichberechtigte Menschen.

Nachdem ich einige Jahre in den USA als Afrikanerin verbracht hatte, begann ich die Reaktion meiner Zimmergenossin zu verstehen. Wäre ich nicht in Nigeria aufgewachsen, und alles, was ich über Afrika wusste, stammte aus den gängigen Darstellungen, dann würde auch ich denken, Afrika sei ein Ort wunderschöner Landschaften, wunderschöner Tiere, und unergründliche Menschen, die sinnlose Kriege führen, an Armut und AIDS sterben, unfähig sind für sich selbst zu sprechen, und die darauf warten, von einem freundlichen, weißen Ausländer gerettet zu werden. Ich würde Afrikaner auf die gleiche Weise betrachten, wie ich als Kind Fides Familie betrachtet hatte. Ich denke, diese einzige Geschichte Afrikas stammt letztlich aus der westlichen Literatur.

Eine Geschichte formt Klischees

Es ist unmöglich über die einzige Geschichte zu sprechen, ohne über Macht zu sprechen. Es gibt ein Wort, ein Igbo-Wort, an das ich immer denke, wenn ich über die Machtstruktur der Welt nachdenke. Es heißt „nkali“. Es ist ein Substantiv, das in etwa übersetzt werden kann als „Größer sein als ein anderer“. Wie unsere Wirtschafts- und politischen Welten definieren sich auch Geschichten durch das Prinzip von „nkali“. Wie sie erzählt werden, wer sie erzählt, wann sie erzählt werden, wie viele Geschichten erzählt werden – das wird wirklich durch Macht bestimmt.

Macht ist die Fähigkeit, die Geschichte einer anderen Person nicht nur zu erzählen, sondern sie zur maßgeblichen Geschichte dieser Person zu machen. Der palästinensische Dichter Mourid Barghouti schreibt, dass der einfachste Weg ein Volk zu enteignen darin besteht, seine Geschichte zu erzählen und mit „zweitens“ zu beginnen. Beginnt man die Geschichte der nordamerikanischen Ureinwohner mit den Pfeilen und nicht mit der Ankunft der Briten, erzählt man eine ganz andere Geschichte. Beginnt man die Geschichte mit dem Scheitern des afrikanischen Staates und nicht mit der Errichtung des afrikanischen Staates durch Kolonisierung, erzählt man eine völlig andere Geschichte.

Viele Geschichten machen mich zu der Person, die ich bin. Wenn man nur auf den negativen Geschichten beharrt, wird meine Erfahrung abgeflacht und viele andere Geschichten, die mich formten, werden übersehen. Eine einzige Geschichte formt Klischees. Und das Problem mit Klischees ist nicht, dass sie unwahr sind, sondern dass sie unvollständig sind. Sie machen eine Geschichte zur einzigen Geschichte. Afrika ist natürlich ein Kontinent mit vielen Katastrophen. Es gibt ungeheure, wie die schrecklichen Vergewaltigungen im Kongo. Und deprimierende, wie die Tatsache, dass sich in Nigeria 5000 Menschen auf eine freie Arbeitsstelle bewerben. Es gibt aber auch andere Geschichten, die nicht von Katastrophen handeln. Und es ist sehr wichtig, sogar genauso wichtig, über sie zu reden.

Jedes Mal, wenn ich zu Hause bin, werde ich mit den üblichen Ärgernissen der meisten Nigerianer konfrontiert: unsere misslungene Infrastruktur, unsere gescheiterte Regierung. Aber ich erfahre auch die unglaubliche Widerstandsfähigkeit von Menschen, die Erfolg haben. Ich gebe jeden Sommer Schreibkurse in Lagos. Und ich finde es erstaunlich, wie viele Menschen sich einschreiben, wie viele Menschen unbedingt schreiben möchten, um Geschichten zu erzählen.

Geschichten sind wichtig. Viele Geschichten sind wichtig. Geschichten wurden benutzt, um zu enteignen und zu verleumden. Aber Geschichten können auch genutzt werden, um zu befähigen und zu humanisieren. Geschichten können die Würde eines Volkes brechen. Aber Geschichten können diese gebrochene Würde auch wiederherstellen. Ich möchte gerne mit diesem Gedanken abschließen: Wenn wir die einzige Geschichte ablehnen, wenn wir realisieren, dass es niemals nur eine einzige Geschichte gibt, über keinen Menschen und keinen Ort, dann erobern wir ein Stück vom Paradies zurück.

Auszug aus der Rede der Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie: „Die Gefahr einer einzigen Geschichte“. Sie wurde im Juli 2009 auf der TED Konferenz in Edinburgh gehalten.

Geschichten beeinflussen die Sicht auf die Dinge des Lebens.

Die Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie lebt heute in Nigeria und den USA.

Fotos: shutterstock (1), Rodrigo Garrido/REUTERS (1)

Die beste Vorbereitung aufs Leben

Geschichten werden in Kenia auch heute noch immer und überall erzählt. Sie dienen nicht nur der Unterhaltung. Vor allem dort, wo Kinder keine Schule besuchen können, werden sie erzählt, um Lernstoff zu vermitteln.

Emmaculate Penschow

Es war einmal vor langer, langer Zeit ... Das waren in meiner Kindheit meine Lieblingsworte. Damals gab es bei meinen Großeltern kaum einen Moment, in dem sie nicht irgend eine Geschichte erzählten. Ganz gleich, ob wir uns gerade in der Küche aufhielten, im Garten waren oder Feuerholz sammelten. Meine Großeltern nutzen einfach jede Gelegenheit, um eine Geschichte zu erzählen. Sie passte immer zu der Umgebung, in der wir uns gerade befanden. Während wir Holz sammelten, begann dann eine Geschichte so: *Chon Chon Gilala Netinie Nyiri Ariyo Awuor Gi Atieno ne gidhi moto zu Awuor odhi kamane min gi osegabedo ka kwere. Thuol ne okaye ma giko nongád tiende kor acham* ... Das ist Luo, die Sprache, die wir im südlichen Kenia sprechen und heißt übersetzt: Vor langer langer Zeit lebten zwei Mädchen. Sie hießen Awuor und Atieno. Awuor hatte ihren eigenen Kopf und Atieno hörte auf das, was man ihr sagte. Eines Tages holten die Mädchen Brennholz. Da beschloss Awuor, einen anderen Weg einzuschlagen, einen Weg, vor dem man sie eindringlich gewarnt hatte. Tatsächlich wurde sie dort von einer Schlange gebissen, mit so schlimmen Folgen, dass ihr linkes Bein amputiert wurde ... So die Geschichte, die sich meine Großmutter ausgedacht hatte, um mich auf drastische Weise vor den Gefahren in der Natur zu warnen.

Diese sogenannten Lehr- und Lerngeschichten werden bis heute erzählt. Diejenigen, die sich die Geschichten ausdenken, überlegen, was sie vermitteln, wovor sie warnen oder wozu sie ermutigen wollen. Die Zuhörenden können sich in die Situation der Geschichte hineinversetzen und sich fragen, wie sie anstelle der Personen handeln würden. Geschichten dienen also nicht nur der Unterhaltung, sondern dazu, uns auf das Leben vorzubereiten.

Geschichten ersetzen in vielen Regionen den Schulunterricht

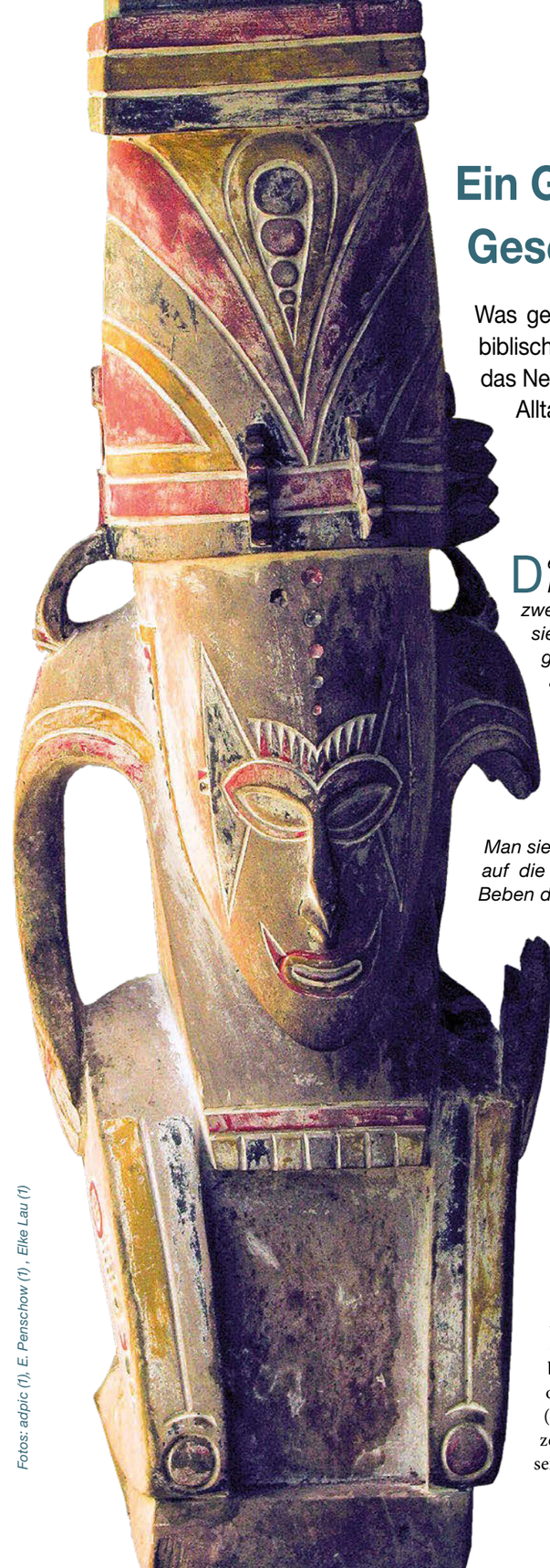
In den ländlichen Regionen Kenias haben einige Kinder keinen Zugang zu Schulen oder anderen Bildungseinrichtungen. Grund sind oft die äußeren Lebensumstände von Familien. Die vorherrschende Trockenheit an vielen Orten zwingt viele Familien auf der Suche nach fruchtbareren Gegenden zu einem permanenten Ortswechsel. Die Kinder müssen schon früh ihre Familie auf der Suche nach Wasser und Weideland unterstützen oder sich um die Tiere kümmern. In der Situation ist es kaum möglich, regelmäßig eine Schule zu besuchen. Da bleiben also nur Geschichten, um Lernstoff zu vermitteln. Sie ersetzen quasi den Schulunterricht. Durch Geschichten lernen die Kinder das, was wichtig ist im Leben, nicht zuletzt auch das, was sie in den Augen ihrer Eltern über soziales Verhalten, Hygiene oder Drogenmissbrauch wissen müssen.

Hinzu kommt, dass vielen armen Familien das Geld fehlt, um Bücher zu kaufen. Geschichten dagegen sind kostenlos zu haben. Vor allem dann, wenn die Geschichtenerzähler und -erzählerinnen oft in dem selben Haushalt oder in der Nachbarschaft leben. Außerdem muss man nicht lesen und schreiben können, um die Erzählungen zu verstehen. Dadurch können sehr junge Menschen erreicht werden oder Erwachsene, die weder lesen noch schreiben können. An manchen Orten werden auch Erzählwettbewerbe ausgeschrieben und die besten Geschichtenerzähler*innen des Dorfes gewählt. Das stachelt den Ehrgeiz natürlich noch mehr an, Wissen durch Geschichten so gut wie möglich zu vermitteln.

Seit einigen Jahren lebe ich in Deutschland. Noch heute werden mir viele Geschichten über den Zweiten Weltkrieg erzählt. Sie berühren mich jedes Mal, auch wenn ich nicht dabei war. Durch Erzählungen können Menschen Erfahrungen und Schmerzen nachempfinden, traurige und glückliche Emotionen miteinander teilen. Guten Geschichten können eine Nähe zu anderen Menschen schaffen, auch wenn sie in anderen Zeiten oder Ländern zuhause sind.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Emmaculate Penschow *(32) ist Lehrerin an der Evangelischen Schule in Hagenow. Zuvor war sie als Theaterpädagogin und Lehrerin in Malindi/Kenia tätig. Sie hört und erzählt bis heute noch leidenschaftlich gern Geschichten.*



Fotos: adpic (1), E. Penschow (1), Elke Lau (1)

Ein Gott mit vielen Geschichten

Was geschieht, wenn sich neuguineische und biblische Traditionen vermischen? Wie prägt das Nebeneinander religiöser Erzählungen den Alltag von Menschen in Papua-Neuguinea?

Maiyupe Par

Der Marengfung („Urprung der Erde“ in der Kate-Sprache) ist ein riesiges Wesen. Er hat zwei unterschiedlichen Seiten: Seine Vorderseite sieht aus wie ein Mensch; seine Rückseite gleicht einem gewaltigen Felsblock, der mit allerlei Moos und Flechten bedeckt ist. Er hat die Welt und die Menschen geschaffen. Aus seinem Nabel schuf er die Urmenschen. Nach der Erschaffung der Erde und Menschen zog sich Marengfung ans Ende der Erde zurück. Seitdem liegt er dort am Horizont und schläft einen langen tiefen Schlaf. Man sieht ihn nicht. Nur wenn er sich von einer Seite auf die andere Seite dreht, spüren Menschen am Beben der Erde, dass er noch da ist. Sobald er ihnen den Rücken zukehrt, sterben sie. Solange er ihnen jedoch sein Angesicht zuwendet, leben sie und es geht ihnen gut. So liegt und schläft er seit alter Zeit, während die Menschen kommen und gehen. Einmal aber wird er sich von seinem Lager erheben. Wenn das geschieht, werden Himmel und Erde zusammenstürzen.“

Diese Geschichte von der Erschaffung der Erde durch den Schöpfergott Marengfung haben sich die Menschen in vorchristlicher Zeit in der Region Finschafen erzählt. Ähnliche Mythen gab es auch in anderen Regionen Papua-Neuguineas, wobei der Schöpfergott dort jeweils andere Namen hatte: In den Küstenregionen bei den Jabem hieß er Anuto und im Madang Gebiet nannte man ihn Anut. In der Hochlandregion glaubten die Menschen sogar an mehrere Götter: Bei den Hagenberg-Stämmen hießen sie Tei Leute (Personen von oben). Die Enga nannte ihre Götter Yalyakali (Himmelsgötter). Diese und ähnliche Erzählungen zeigen, dass die Menschen auf dem Inselstaat schon seit jeher mindestens an einen Schöpfergott geglaubt

Fortsetzung auf Seite 22

haben, auch wenn sich dieser Gott den Menschen nicht offenbart hat, wie er es zum Beispiel in der Bibel oder dem Koran getan hat. Im Neuen Testament schreibt etwa der Apostel Paulus, dass die Menschen Gott in seinen Werken erkannt haben und, indem sie seine Schöpfung wahrgenommen haben, überzeugt waren, dass es eine Macht geben muss, die das alles geschaffen hat (vgl. Römer 1,20).

Der „neue Schöpfergott“ schien plötzlich Interesse an den Menschen zu haben

Die vorchristlichen Schöpfungsgeschichten in Papua-Neuguinea stimmten alle darin überein, dass Gott sich nach der Schöpfung sehr weit von den Menschen und der Welt entfernt hat. Für seine Geschöpfe war Gott unerreichbar oder er schien keinerlei Interesse mehr an ihnen zu haben. Er wurde irgendwo im Himmel oder am Ende der Welt angesiedelt oder schlief sogar. Die Menschen erzählten zwar von ihm und hatten Ehrfurcht vor seiner göttlichen Macht, hatten aber nie einen direkten Kontakt zu ihm gehabt. Die Mächte, die den Menschen nahe waren und mit denen sie im Alltag unmittelbar zu tun hatten, waren Busch- und Ahnengeister. Diejenigen Papua-Neuguineas unterschieden sich einzig dadurch, dass es unterschiedliche Versionen davon gibt, auf welche Art und Weise Gott die Welt geschaffen hat.

Dann kamen vor über 130 Jahren fremde Menschen jenseits des Horizonts und brachten interessante Neuigkeiten und religiöse Geschichten mit: Sie erzählten vom Urvater Marengfung. Sie bestätigten, dass Marengfung oder Anuto tatsächlich die Welt, samt Umwelt, Tieren und Menschen geschaffen hat, genauso wie es die Inselbewohner*innen schon immer erzählt und immer geglaubt hatten. Nur eines war anders an diesen Geschichten: Es hießt nun, dass der „neue“ Anuto nie schlafe, sondern im Gegenteil, immer wach sei, dass er auf seine Geschöpfe aufpassen und sich für alles interessieren würde, was die Menschen tun (Psalm 121,3-4). Er habe sogar einen Sohn, den er zu den Menschen geschickt hat, um die Nachricht von der großen Liebe seines Vaters gegenüber den Menschen zu offenbaren. Das war neu. Nachdem die Menschen in Papua-Neuguinea hörten, dass der neue Anuto nicht weit weg, sondern den Menschen zugewandt ist, verabschiedeten sie sich von ihren Ahnen und anderen Geistern und wandten sich dem neuen Schöpfergott, der auch heute noch in manchen lutherischen Gemeinden als „Anutu“ angebetet wird.

Mit jedem Gottesnamen verbindet sich eine eigene Tradition

Anutu, Gott, oder Jahweh? Oder vielleicht Jehowa? Was ist sein richtiger Name? Die Frage nach dem Namen Gottes hatte Mose damals auch gestellt (2. Mose 3.13-14). Als Antwort hatte er keinen Namen bekommen, sondern nur eine Beschreibung: „Ich werde sein, der ich sein werde“ oder, „ich bin, wie ich bin“. Das solle er an die Israeliten weitergeben. Das ist schwer zu verstehen. Gottes Name ist also unaussprechbar, weil er selbst unsichtbar ist. So haben die Israeliten mehrere Titel benutzt: „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“, „Herr“ oder „Gott, der die Himmel und die Erde gemacht hat“, um nur einige Titel zu nennen. Genauso ging es den Menschen in Papua-Neuguinea: Weil sie den Namen von Gott nicht kannten, nannten sie ihn „Ursprung der Erde“ (Marengfung).

Die Frage nach seinem richtigen Namen beschäftigt viele Menschen in Papua-Neuguinea bis heute. Einige meinen, dass man bei der Bibelübersetzung in neuen Gebieten zum Beispiel nur noch den Namen „Gott“ benutzen solle. Denn „Gott“ würde „christlicher“ klingen als ein einheimischer Name, der dazu führen könnte, dass Menschen ihn dann mit irgendeinem Waldgeist in Verbindung bringen würden. Wenn sich viele fragen, ob der schon lange benutzte Gottesbegriff „Anutu“ auch abgeschafft werden soll, lautet meine Antwort: Nein. Ich habe nicht die Befürchtung, dass der traditionelle Name die Gedanken der Menschen dahingehend beeinflusst, dass sie irgendeinen Geist anbeten. Ich bin überzeugt, dass der Name Anutu heute mit dem christlichen Gott in Verbindung gebracht wird, der Himmel und Erde geschaffen hat.

Religiöse Erzählungen prägen auch das Verhalten der Menschen im Papua-Neuguinea

Geschichten prägen die Religion. So verbindet sich mit jedem Gottesnamen nicht nur eine eigene Vorstellung. Religiöse Erzählungen und Traditionen prägen auch das Verhalten der Menschen. Welche Wirkung das in Papua-Neuguinea haben kann, zeigen die folgenden zwei Beispiele aus Finschafen aus der Missionsgeschichte und aus der modernen Zeit.

David Anam war nicht nur ein Lehrer, der seine Ausbildung am Lehrerseminar der lutherischen Kirche absolviert hatte. Er war auch ein begabter Künstler. So begann er auch für seine Dorfkirche in Nasinggalatu Figuren zu schnitzen. Alle Figuren in dem Kirchenraum sollten biblische beziehungsweise christliche Motive haben. Also schnitzte er:

Maiyupe Par
ist Pastor der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Papua-Neuguinea und war ökumenischer Mitarbeiter des Zentrum für Mission und Ökumene in Breklum.

Fotos: Grützmann (1), Elke Lau (1)

Holzskulpturen wie diese verkörpern nicht nur die Geschichte der Ahnen, sie stützen gleichzeitig das Dach von Gebäuden, manchmal auch von Kirchen. Denn für Künstler wie David Anam „gehören Ahnen zur Kirche dazu“.

Engel mit oder ohne Leuchter, Figuren aus der Weihnachtsgeschichte oder Moses in der Wildnis und noch viel mehr. Die tragenden Holzpfosten wurden künstlerisch so gestaltet, dass sie die Apostel darstellen sollten. Nun kam seine revolutionäre Idee: Die Holzsäulen außerhalb des Kirchraumes, die das Dach trugen, sollten unbedingt die Gestalt von Ahnenfiguren bekommen. Das verursachte großen Aufruhr, aber der Künstler bestand darauf. Für ihn gehörten auch die Ahnen zur Kirche. Der Schöpfergott habe seine Gebote schließlich auch an die Ahnen übergeben, auch wenn er zu ihnen keinen so engen Kontakt hatte wie etwa zu Mose, so waren sie als Adressaten mitgemeint. Deshalb gehörten die Ahnen dazu, wenn auch nicht in den Kirchenraum, doch zumindest davor, wo sie, symbolisch, das Kirchengebäude mittragen, so die Begründung des Künstlers.

Etwa drei Kilometer von Anams Dorf entfernt wohnt heute Theo Zurenuoc. Er ist der Sohn vom Bruder des ersten einheimischen Bischofs der lutherischen Kirche von Papua-Neuguinea, Zurewec Zurenuoc. Theo Zurenuoc wurde 2012 zum Parlamentsabgeordneten von Finschhafen gewählt. 2013 wurde er Sprecher des Parlaments. Schon bald ordnete er an, alle traditionellen Kunstgegenstände im Parlamentsgebäude zu entfernen. Als er mit Kettensägen auch schwere Holzskulpturen zerkleinern ließ, kam es zu einem landesweiten Aufschrei. Aber Theo Zurenuoc ließ sich nicht davon abbringen. Er war überzeugt: Diese traditionelle Gegenstände gehörten zu einer heidnischen Zeit und beherbergten böse Geister, die die Abgeordneten bei der Parlamentssitzung so beeinflussten, dass sie „schlechte Entscheidungen“ träfen. Zudem seien diese Geister für all die Korruption und schlechte wirtschaftliche Lage im Land verantwortlich. Deswegen sollten die Ahnenfiguren durch christliche Gegenstände ersetzt werden. Im Zuge dieser Aktion reiste der Parlamentssprecher 2015 mit einer Delegation von Abgeordneten und führenden Mitgliedern der Pfingstkirchen in die USA und brachte aus dem Bundesstaat Indiana eine King-James-Version der Bibel aus dem Jahr 1611 nach Papua-Neuguinea. Mit einer feierlichen Zeremonie wurde diese Bibel vom Flughafen zum Parlamentsgebäude gebracht, wo sie ihren neuen Platz gefunden hat.

Die Weihnachtsgeschichte hat eine Botschaft, die es in keiner anderen Kultur gibt

Die Geschichte der zwei Männer zeigt zwei Positionen: für den einen ist Gott in allen Kulturen präsent. Der andere dämonisiert alle einheimischen Kulturen. In dem Zusammenhang steht auch die Frage nach der Rolle von Religion in der Gesellschaft: Welche Antworten kann die Religion geben, wenn Korruption allgegenwärtig ist, wenn die wirtschaftliche Lage zusammenbricht, wenn die Kluft zwischen Armen und Reichen wächst oder Menschen an einfachen Krankheiten sterben? Viele fragen dann: Wo ist Gott? Oder: Rufen Menschen vielleicht zu einem falschen Gott? Welche religiöse Botschaft und welche Erzählungen hat das Christentum zu bieten?

Aus aktuellem Anlass nenne ich hier die Weihnachtsgeschichte. Sie hat eine einzigartige Botschaft, die es in keiner anderen Kultur gibt. Sie erzählt von der Nähe Gottes und seiner großen Liebe. Sie erzählt davon, dass sich Gott nicht irgendwo fern am Horizont aufhält und schläft – sondern dass er uns Menschen sehr nah ist, in guten wie in schweren Zeiten.

„Wie war es denn so?“

Diese Frage hört Martin Haasler immer, wenn er von einer seiner Dienstreisen nach Papua-Neuguinea zurückkommt. Auf der Suche nach angemessenen Antworten merkt er jedes Mal: Am besten eignen sich Geschichten, die nicht den Anspruch haben genaue Abbilder der Wirklichkeit zu sein, sondern offen sind und zum Perspektivwechsel einladen.

Martin Haasler

Eines vorweg: Ich liebe Geschichten. Mein ganzes Leben sammele ich Geschichten. Ohne sie könnte ich wortwörtlich die Welt nicht mehr verstehen. Gute Geschichten erklären das Leben und erzählen davon, wie es in der Welt zugeht oder an einem ganz bestimmten Ort oder zu ganz bestimmten Zeiten unter ganz bestimmten Bedingungen. Im Gegensatz zu schlechten Geschichten lassen gute Geschichten denen, die sie erzählt bekommen, immer Freiräume für eigene Erfahrungen und Deutungen und legen sie nicht fest auf vorgefasste Meinungen oder „unumstößliche Wahrheiten“. Gute Geschichten geben sich offen zu erkennen als verdichtende Konstruktionen und nicht etwa als detailgetreu protokollierende Abbilder der Wirklichkeit. Gute Geschichten eignen sich nicht zur Bestätigung und Verfestigung von Vorurteilen, sondern sie laden zum Perspektivwechsel und zur Erweiterung des eigenen Horizonts ein.

Aber woher kommen solche Geschichten? Immer wenn ich in den vergangenen acht Jahren von einer meiner insgesamt zwölf dienstlichen Ozeanien-Reisen zurückkehrte, bekam ich die Einladung, Geschichten von meiner Reise zu erzählen. „Wie war es denn so in Papua-Neuguinea?“, lautete die Frage, die sich genauso gut auf Kiribati, Fidschi oder am besten gleich die gesamte südpazifische Kontinentalregion beziehen konnte. Ich freue mich über jedes Interesse an diesem so weit entfernten Erdteil, den hierzulande nur die wenigsten jemals bereisen können. Und natürlich möchte ich die Frage beantworten.

Worte finden für das, was uns in der Partnerschaftsarbeit das Herz überlaufen lässt

Aber wie? Vor allem, wenn diese Frage eher nebenbei und fast beiläufig etwa bei einem Wiedersehen nach längerer Zeit, gestellt wird, stoße ich an die engen Grenzen meiner Erzählkunst. Mein Herz ist so voll, dass ich das Gefühl habe und die Lust verspüre, stundenlang zu berichten. Aber wenn in drei Minuten der eigentliche Termin beginnt, an dessen Rand die Frage „Wie war es denn so in …?“ gestellt wird, bin ich fast immer sprachlos. Das Herz läuft mir über, aber so schnell finde ich keine Worte für eine Geschichte, die wirklich eine Antwort auf die Frage geben könnte. Ich flüchte mich dann zumeist in eine Antwort nach dem Muster „Es war einfach großartig und sehr interessant. Wenn Du möchtest, kann ich Dir mal ausführlicher berichten.“ Und tatsächlich kommt es dann manchmal zu entsprechenden Verabredungen und Einladungen, „etwas mehr“ zu erzählen.

Von vielreisenden Menschen in der Kirche habe ich über die Jahre eine enorme Bandbreite von Erzähltechniken kennengelernt. Wenig hilfreich für die Pflege ökumenischer Beziehungen sind dabei Berichte, die neben der Auskunft, dass man sich unterwegs gut verstanden und besser kennengelernt habe, lediglich den Hinweis enthalten, dass weitere Inhalte der angefügten (englischsprachigen) Tagesordnung zu entnehmen seien. Glücklicherweise bleiben solche Berichte seltene Ausnahmen.

Als Partnerschaftsreferent nehme ich wahr, dass die meisten Reiseberichte Geschichten über Beziehungen erzählen. Dafür werden Bilder zum Einsatz gebracht. Zum einen Fotos und zum anderen Bilder im übertragenen Sinne, nämlich Geschichten über ausgewählte Begebenheiten, die exemplarisch für den gesamten Vorgang oder Themenschwerpunkt stehen. Die Fotos wecken Emotionen, sie vermitteln Ansichten und Perspektiven und zeigen Gesicht(er), ohne dafür Worte zu benötigen. Die verbalen Botschaften liefern Deutungsangebote und Interpretationsversuche des unterwegs Erlebten. Und in der Regel sind es diese erzählten Geschichten, die zu Nachfragen und Diskussionen führen und damit die Reiseberichterstatter*innen aus ihrer Einsamkeit erlösen. Denn gute Geschichten, die exemplarisch etwas von dem abbilden, wie es andernorts „denn so“ ist, regen diejenigen, denen sie erzählt werden, dazu an, sich selbst einen Eindruck zu verschaffen und in Worte zu fassen, was uns in der ökumenischen Partnerschaftsarbeit so oft das Herz überlaufen lässt.

Fotos: C. Wenn (2)

Was nach einer Reise bleibt sind Erzählungen und Symbole, die ihre eigene Geschichte erzählen: wie hier die sogenannte „Partnerschaftskiste“ über Papua-Neuguinea. Sie ist ein Projekt der Partnerschaftsgruppe aus dem Kirchenkreis Altholstein, die eine Beziehung nach Quemburg Seket hat.

Ich lerne, dass meine Sichtweise kontextuell geprägt und nicht die einzig mögliche ist

Zur Veranschaulichung möchte ich abschließend eine kleine Geschichte erzählen: Meine erste Reise nach Papua-Neuguinea führte mich nach Madang, einer Hafenstadt in traumhaft schöner Lage und mit einer so üppigen Fauna und Flora, wie sie nur in den Tropen zu finden ist. Als Gartenstadt wurde Madang zu Kolonialzeiten bezeichnet. Aus guten Gründen. Während einer Kaffeepause stand ich mit neuguineischen Sitzungsteilnehmer*innen im Schatten eines riesigen Baumes vor dem Tagungshaus. Völlig fasziniert von den Flughunden, die sich im Wipfel des mächtigen Baumes kopfüber von einem sanften Luftzug wiegen ließen, hatte ich meine Kamera gezückt, um die Anwesenheit dieser pelzigen Mitgeschöpfe zu dokumentieren, die aussehen wie übergroße Fledermäuse und die ich als besonders wundervolle Indikatoren eines unangetasteten und schützenswerten Lebensraums betrachtete. Ich spürte beim Fotografieren die beobachtenden Blicke meiner neuguineischen Gesprächspartner und ahnte mit wachsender Verlegenheit, dass ich mich in ihren Augen wahrscheinlich gerade sehr ungewöhnlich verhielt. Mich beschlich das Gefühl, dass ich als jemand, der diese Flughunde fotografiert, auf die Neuguineer ähnlich seltsam wirken könnte, als hätte ich in unserem Sitzungsraum die leeren Stühle abgelichtet. Und schon eilte einer der Kollegen herbei, um mich aus der peinlichen Lage zu befreien. „Diese Tiere sind wirklich interessant“, sagte er, „aber ich weiß nicht, wie es Ihnen mit den Flughunden geht. Mir jedenfalls schmecken die dunkleren immer etwas besser als die helleren“.

Freundlicher, einfühlsamer und noch weniger brüskierend hat mir noch niemals jemand zu verstehen gegeben, dass ich von einer Sache, einer Situation oder einem Ereignis wirklich überhaupt gar nichts verstehe. Mir wurde schlagartig klar, dass meine Sicht der Dinge – nicht nur mit Blick auf die Flughunde – meinem Gesprächspartner nicht nur völlig fremd und unverständlich, sondern womöglich gar befremdend erscheinen könnte. So wie er hatte ich Flughunde noch nie gesehen. Wenn ich mich mit ihm wirklich verständigen wollte – und genau zu diesem Zweck war ich ja von meiner Kirche nach Papua-Neuguinea geschickt worden – musste ich noch sehr, sehr viel lernen, in Erfahrung bringen und verstehen.

Diese Begegnung unter dem Baum mit den Flughunden hat mich sensibilisiert für die abgrundtiefen Fallen misslingender interkultureller Verständigung. Und sie hat meine Neugierde geweckt, die Lust und die Freude, mehr zu erfahren über das Leben in diesem einzigartigen Teil der Welt, und die Menschen besser zu verstehen, ihre Erfahrungen, Einsichten und Gefühle. Ich habe damals in Madang begonnen, die Art, wie Menschen in Ozeanien die Welt sehen, kennen und schätzen zu lernen. Seither übe ich mich darin, meine eigene Sichtweise als eine kontextuell geprägte und keinesfalls einzig mögliche und angemessene zu begreifen. Die Geschichte mit den Flughunden ist darum auch meine Geschichte als Länder- und als Partnerschaftsreferent.

Martin Haasler
ist Referent für Pazifik/Papua-Neuguinea und Ökumenische Partnerschaften.

„Für dich ist es nur eine Geschichte, für mich ist es mein Leben“

Geschichten miteinander teilen kann heilsam sein. Es kann aber auch das Gegenteil bewirken. Das erfahren vor allem Menschen, die nach Deutschland fliehen mussten. Wenn sie erzählen, werden oft alte Wunden aufgerissen. Dabei würden sie lieber neue Geschichten erzählen, die von einer besseren Zukunft handeln.

Dietrich Gerstner

Seit 24 Jahren lebe ich in Hamburg bei Brot & Rosen in unserem „Haus der Gastfreundschaft“ gemeinsam mit Menschen, die als Migrant*innen oder Geflüchtete in diese Stadt kamen. Selbst nach so vielen Jahren des Lebens mit weit über 300 Menschen aus mehr als 60 Ländern, die auf dem Globus so weit auseinander liegen wie Sri Lanka, Togo, Honduras, USA oder Deutschland, kommt keine langweilige „Routine“ auf. Denn ich lebe mit konkreten Menschen mit ihren unverwechselbaren, persönlichen, stets neuen Geschichten zusammen. Wir teilen den Alltag miteinander und damit, selbstverständlich, auch die Höhen und Tiefen des Lebens. Mal feiern wir Feste, singen gemeinsam inbrünstig Fußball-Fangesänge, lachen laut und herzlich. Ein anderes Mal nehmen wir an der Trauer der Anderen Anteil, beten füreinander, versuchen die Last des Exils mitzutragen. Wir erfahren von den Themen rund um Flucht, Asyl und Ankommen im neuen Land durch persönliche Gespräche, durch die Geschichten unserer Mitbewohnenden. Und ich weiß es zutiefst zu schätzen, wenn sich ein*e Mitbewohner*in mir anvertraut und vom eigenen (Über-)Leben auf der Flucht erzählt, von der Sorge um die Familie, von der Freude des Sich-Wieder-Findens, von dem Glauben, der sie durch alles getragen hat.

Diesen persönlichen Aspekt der Nähe und des Sich-Kennenlernens über kulturelle, religiöse und sprachliche Grenzen hinweg schätzen auch die, die uns besuchen. Und wir erzählen davon bei Veranstaltungen oder in unserem Rundbrief und hoffen, dass unsere Leser*innen unser „Haus der Gastfreundschaft“ durch ihre Spenden mittragen.
Diesen Schatz an mitgeteilten Geschichten bringe ich auch in meine Arbeit als Referent für Menschenrechte und Migration im *Zentrum für Mission und Ökumene* ein.

„Dann kommen wieder die Erinnerungen hoch“

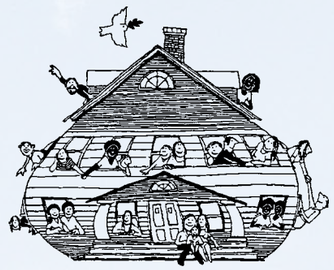
So auch in die Seminararbeit mit jungen Erwachsenen nach der Rückkehr von einem Auslandsaufenthalt. Die jungen Leute suchen die authentische Begegnung, sie wollen nicht „über“ etwas reden, sondern am liebsten „mit“ – mit den Betroffenen, also den Geflüchteten, mit denjenigen, die „Thema“ im Seminar sind. Und so klären wir nicht nur Begriffe wie „Sicherer Drittstaat“ oder „Dublin-Übereinkommen“ und referieren Flucht-Statistiken, sondern wir laden einen geflüchteten Filmemacher als Referenten ein und machen Besuche bei einer Migrant*innen-Selbstorganisation und eben auch in meinem Zuhause. Denn dort kann Begegnung stattfinden. Wirklich?

Fotos: D. Z. Lupi/REUTERS (1), C. Wenn (1)

Als ich dieses Jahr im August eine Mitbewohner*in aus Honduras bat, beim Besuch der jungen Leute dabei zu sein, war sie total offen dafür und freute sich sogar. Denn für sie war es eine Gelegenheit, von ihrem Aktivismus für die Rechte von Transsexuellen und „LGBTIQIA*“-Menschen in ihrer Heimat und auch hier zu erzählen. Für sie ist es ein Moment des „Empowerment“, eine Situation, die zeigt, dass sie stark ist und tatsächlich überlebt hat und bereits ist, weiter für die Rechte von anderen wie auch für ihre eigenen zu kämpfen (vgl. *weltbewegt* März 2019, S. 22 ff).
Als ich einen anderen Mitbewohner aus Syrien fragte, ob er wieder, wie im letzten Jahr, „dabei“ wäre, schaute er mich an, zögerte eine Weile und sagte dann: „Lieber nicht. Weißt Du, für dich ist es nur eine Geschichte, für mich ist es mein Leben…“ Und dann schwieg er und lächelte etwas schief, denn es war klar, dass er mir eigentlich gerne einen Gefallen getan hätte. Aber nicht diesen, denn: „Dann kommen wieder die Erinnerungen hoch. Dann kann ich nicht gut schlafen. Das macht mich echt fertig, immer noch in dieser Geschichte drin zu stecken.“ Seine Flucht liegt Jahre zurück und doch ist er noch nicht richtig hier angekommen, da ihn die Fallstricke des europäischen Asylsystems immer wieder in die Tiefe gezogen hatten. Und so ist er es mittlerweile leid, ständig an die Vergangenheit seiner Flucht erinnert zu werden, er will nach vorne schauen, endlich ein neues Leben beginnen. Es hat auch einen hohen Preis, eine schwere Geschichte mit anderen zu teilen, wenn sich dadurch nichts zum Besseren ändert.

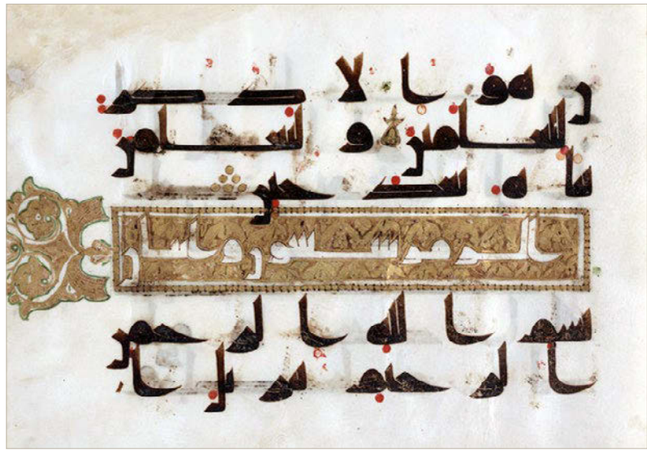
Lebensgeschichten brauchen einen sicheren Rahmen

Am ersten Abend des Seminars schauten wir den Film „#MyEscape“ mit Ziko an. Ziko ist einer der Protagonist*innen des Films. Er ist Musiker, Filmemacher, Theatermensch und vieles mehr. Und eben auch 2015 von Syrien über die Ägäis und die Balkanroute nach Deutschland geflüchtet. Der Film erzählt in wackligen und äußerst wagemutigen Handyvideos von Menschen aus Eritrea, Afghanistan und Syrien auf ihrer Flucht. Näher ran an die Geschichten seiner Erzähler*innen kann ein Film nicht kommen. Ziko hat diesen Film schon x-mal gezeigt und sich dem Gespräch gestellt. Als ich ihn frage, ob es nicht schwer sei, immer wieder „von vorne“ zu erzählen, stockt auch er. Denn einerseits freut er sich, wenn sich junge Leute für diesen Film und seine Geschichten interessieren, andererseits schmerzt es, immer wieder zurückgeworfen zu werden.
So wichtig einerseits das Erzählen von Geschichten ist, so gut sie auf einer persönlichen Ebene politische Themen transportieren und so sehr sie zum Heilen von Wunden beitragen können, so riskant ist es andererseits, Menschen zum Erzählen ihrer Geschichten von Flucht und Überleben zu bewegen. Denn genauso wie das Erzählen Wunden heilen kann, so kann es diese auch neu aufreißen und retraumatisierend wirken. Und so braucht das Erzählen von Geschichten einen sicheren Rahmen, das Einverständnis von beiden Seiten, dass jetzt ein guter Moment zum Erzählen und Zuhören ist, und auch die Möglichkeit, Nein zu sagen. Denn echte Geschichten handeln vom Leben echter Menschen.
Übrigens: Mitten im Film verlässt Ziko den Raum, da er sich den Stress der Überfahrt im Schlauchboot nicht nochmals antun will. Nächstes Mal schauen wir den Film ohne ihn an und besuchen Ziko stattdessen in seinem Theaterprojekt an der „Embassy of Hope“ am Thalia-Theater. Dann kann er vom Jetzt erzählen und von seinem Engagement für eine bessere Zukunft. Und, wenn er mag, auch von seinem Leben.



** LGBTQIA – engl. Abkürzung für : Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer, Intersexual und Asexual*

Dietrich Gerstner
ist Referent für Menschenrechte und Migration im Zentrum für Mission und Ökumene.



„Alles, was im Koran geschrieben steht, ist in einem Dialog entstanden“. Foto: Zeilen aus der Sure 39 in einem Koran aus dem 8./9. Jahrhundert.

„Bei Geschichten müssen wir immer zwischen Gesetz und Botschaft unterscheiden“

Die Erzählungen im Koran sind für den islamischen Glauben elementar. Sie befassen sich mit Grundfragen menschlichen Daseins, bieten Orientierung und vermitteln zentrale islamische Werte. Welche Rolle spielen sie heute? Darüber spricht Ulrike Plautz mit dem islamischen Theologen *Dr. Mojtaba Beidaghy*.

Dr. Mojtaba Beidaghy *ist Studienleiter der Islamischen Akademie Deutschland e. V. Als islamischer Theologe befasst er sich besonders mit der Komparativen Theologie.*

„Welche Bedeutung haben Geschichten im Koran für den islamischen Glauben?

Mojtaba Beidaghy: Geschichten sind elementar. Vor allem durch die Geschichten lernt man, was Islam bedeutet. Dabei ist mir wichtig, dass die Geschichten im Koran auch immer eine historische Geschichte haben. Ich nenne es Authentizität. Die Texte sind ja nicht im luftleeren Raum entstanden. Hinzu kommt, dass alles, was im Koran geschrieben steht, weder Predigten noch Monologe sind, sondern in einem Dialog entstanden ist. Diese Geschichten gehen also direkt oder indirekt auf existenzielle Grundfragen der Menschen ein und sie geben Orientierung.

Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

Die Geschichten vom Propheten Mohammed oder anderen Propheten im Koran führen uns zum Beispiel vor Augen, dass auch sie menschliche Züge haben, dass auch sie schwierige Situationen durchleben müssen wie wir. Indem wir erfahren, wie sie mit den Herausforderungen umgehen, können sie uns zum Vorbild werden. Wir haben ein Bild vor Augen, wie man in bestimmten Situationen handeln könnte. Wir lernen, was wichtig ist im Leben und können durch sie menschliche Werte und Kriterien entwickeln, die im Leben helfen.

Worin liegt die Stärke von Erzählungen im Gegensatz zu Gesetzestexten?

Geschichten sind mehrdimensional, sie haben viele Ebenen und lassen mehr Spielraum zu. Man kann sie auf unterschiedliche Weise interpretieren. Gerade das macht ihre Lebendigkeit und die Faszination aus. Dabei ist allerdings wichtig, dass man Geschichten im Koran nicht normativ interpretiert. Sie sind kein Regelwerk, das uns vorschreibt, wie wir uns zum Beispiel zu kleiden haben. Das steht im starken Gegensatz zu den Salafisten, die die Geschichten wie Gesetze interpretieren und glauben, indem sie sich einen Bart wachsen lassen und lange Gewänder tragen, seien sie Gott besonders nahe. Aber die Kleidung entsprach lediglich den Konventionen und ist nicht die Botschaft der Geschichte. Wichtig bleibt, dass wir bei allen Erzählungen im Koran immer zwischen Gesetz und Botschaft unterscheiden müssen.

Sie engagieren sich sehr für den interreligiösen Dialog. Gibt es eine Geschichte im Koran, die Ihnen in diesem Zusammenhang wichtig geworden ist?

Ja, besonders die Erzählung, die von den Brüdern Mose und Aaron erzählt. Ich schildere jetzt einmal die Passage, um die es mir geht: Mose hatte die Israeliten für vierzig Tage verlassen. In der Zeit hatte Aaron die Führung übernommen. Als Mose vom Berg Sinai zurückkam, sah er, dass die Menschen einen anderen Gott anbeteten. Zornig fragte er Aaron: Warum hast Du nicht aufgepasst? Du hättest den Götzendienst verhindert müssen. Der antwortete daraufhin, dass es ihm wichtiger gewesen sei, für den Zusammenhalt der Israeliten zu sorgen, als die Ungläubigen auszuschließen. Daraufhin hatte Gott Aaron verziehen. So die Geschichte. Zentral ist für mich die Botschaft, dass Aaron verziehen wurde, obwohl wir das Gebot haben, dass es keine anderen Götter geben darf. Das bedeutet doch: In den Augen Gottes hat die Sorge um den Zusammenhalt der Gemeinde oder der Gesellschaft oberste Priorität. Der Einsatz für das friedliche Zusammenleben der Menschen ist ihm also viel wichtiger, als die Befolgung der Gebote.

Fotos: wikimedia (1), M. Beidaghy (1), adpic (1)

Die Geschichte von der Sandwüste

Eine muslimische Geschichte über Veränderungen und Vertrauen in die Zukunft

Ein Strom floss von seinem Ursprung in fernen Gebirgen durch sehr verschiedene Landschaften und erreichte schließlich die Sandwüste. Genauso wie er alle anderen Hindernisse überwunden hatte, versuchte der Strom nun auch, die Wüste zu durchqueren. Aber er merkte, dass – so schnell er auch in den Sand fließen mochte – seine Wasser verschwanden.

Er war jedoch überzeugt davon, dass es seine Bestimmung sei, die Wüste zu durchqueren, auch wenn es keinen Weg gab. Da hörte er, wie eine verborgene Stimme, die aus der Wüste kam, ihm zuflüsterte: «Der Wind durchquert die Wüste, und der Strom kann es auch.»

Der Strom wandte ein, dass er sich doch gegen den Sand werfe, aber dabei nur aufgesogen würde; der Wind aber kann fliegen, und deshalb vermag er die Wüste zu überqueren.

«Wenn du dich auf die gewohnte Weise vorantreibst, wird es dir unmöglich sein, sie zu überqueren. Du wirst entweder verschwinden, oder du wirst ein Sumpf. Du musst dem Wind erlauben, dich zu deinem Bestimmungsort hinüberzutragen.»

Aber wie sollte das zugehen? «Indem du dich von ihm aufnehmen lässt.»

Diese Vorstellung war für den Fluss unannehmbar. Schließlich war er noch nie zuvor aufgesogen worden. Er wollte keinesfalls seine Eigenart verlieren. Denn wenn man sich einmal verliert, wie kann man da wissen, ob man sich je wiedergewinnt?

«Der Wind erfüllt seine Aufgabe», sagte der Sand. «Er nimmt das Wasser auf, trägt es über die Wüste und lässt es dann wieder fallen. Als Regen fällt es hernieder, und das Wasser wird wieder ein Fluss.»

«Woher kann ich wissen, ob das wirklich wahr ist?»

«Es ist so, und wenn du es nicht glaubst, kannst du eben nur ein Sumpf werden. Und auch das würde viele, viele Jahre dauern; und es ist bestimmt nicht dasselbe wie ein Fluss. »

«Aber kann ich nicht derselbe Fluss bleiben, der ich jetzt bin?»

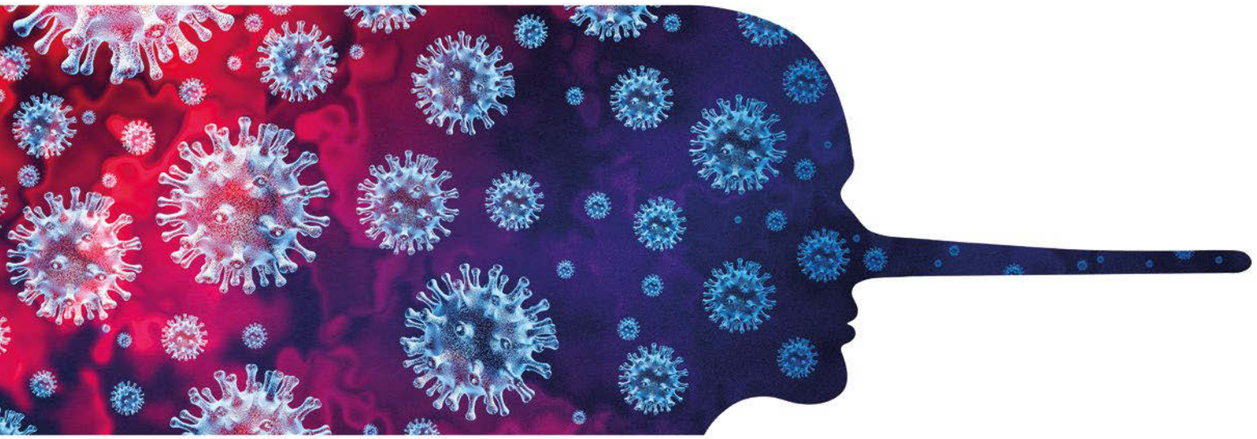
«In keinem Fall kannst du bleiben, was du bist», flüsterte die geheimnisvolle Stimme. «Was wahrhaft wesentlich an dir ist, wird fortgetragen und bildet wieder einen Strom. Heute wirst du nach dem genannt, was du jetzt gerade bist, doch du weißt nicht, welcher Teil deines Selbst der Wesentliche ist. »

Als der Strom dies alles hörte, stieg in seinem Innern langsam ein Widerhall auf. Dunkel erinnerte er sich an einen Zustand, in dem der Wind ihn – oder einen Teil von ihm? War es so? – auf seinen Schwingen getragen hatte. Er erinnerte sich auch daran, dass dieses, und nicht das jedermann Sichtbare, das Eigentliche war, was zu tun wäre – oder tat er es schon?

Und der Strom ließ seinen Dunst aufsteigen in die Arme des Windes, der ihn willkommen hieß, sachte und leicht aufwärts trug und ihn, sobald sie nach vielen, vielen Meilen den Gipfel des Gebirges erreicht hatten, wieder sanft herabfallen ließ. Und weil er voller Bedenken gewesen war, konnte der Strom nun in seinem Gemüte die Erfahrungen in allen Einzelheiten viel deutlicher festhalten und erinnern und davon berichten. Er erkannte: «Ja, jetzt bin ich wirklich ich selbst. »

Der Strom lernte. Aber die Sandwüste flüsterte: «Wir wissen, weil wir sehen, wie es sich Tag für Tag ereignet; denn wir, die Sandwüste, sind immer dabei, das ganze Flussufer entlang bis hin zum Gebirge.

Aus: Das Geheimnis der Derwische, Herder Verlag, Freiburg 1984



Die Suche nach Wahrheit in Zeiten von Fake News und Corona

Was geschieht, wenn es in Gesellschaften keine gemeinsame(n) Geschichte(n) mehr gibt, auf die sich alle beziehen können? Welche Folgen hat es, wenn sich Menschen immer mehr auf vereinzelte Nachrichten-Blasen beziehen, von denen einige keinen Realitätsbezug mehr haben?

Jörg Ostermann-Ohno

Gerade erst liegt der hitzige US-Wahlkampf hinter uns. In der zugespitzten Polarisierung der amerikanischen Gesellschaft hatte es die Wahrheit oft schwer. Ein twitternder amerikanischer Präsident, dem bereits Hunderte Lügen nachgewiesen wurden, hat einen fruchtbaren Boden für politische Halbwahrheiten, Fake News und Verschwörungserzählungen bereitet. Aber auch weltweit ist zu beobachten, dass Autokraten auf dem Vormarsch sind, die ihre eigene Sicht auf Realitäten haben. Brasiliens Jair Bolsonaro leugnet wie Trump den menschen gemachten Klimawandel. Nach dem Giftanschlag auf Alexej Nawalny verwirrt Vladimir Putin die Weltöffentlichkeit mit eigenen kruden Szenarien. In Deutschland gehen sogenannte Corona-Leugner wie die Querdenken-Bewegung auf die Straße und folgen unterschiedlichsten Theorien, die meist jeglicher realen Grundlage entbehren, während ihre Protagonist*innen sie als unumstößliche „Wahrheiten“ verkaufen. Wissenschaftliche Fakten haben derzeit einen schweren Stand und sind offenbar für viele Menschen eine Zumutung. Ein Dialog wird aber unmöglich, wenn nicht nur eigene Meinungen vertreten, sondern auch eigene Fakten behauptet werden, die unbelegbar sind.

Wir suchen im „Informationsgewitter“ nach Fixpunkten und Wahrheiten

Die Frage nach der Wahrheit begegnet uns schon in der Bibel aus dem Mund des römischen Statthalters Pontius Pilatus. „Was ist Wahrheit?“, entgegnet Pilatus auf das Bekenntnis Jesu, er sei in die Welt gekommen, um „Zeugnis für die Wahrheit“ abzulegen (Joh 18,38). Bis heute umstritten ist, ob aus dieser Frage eine lässige Überheblichkeit, Gleichgültigkeit, Skeptizismus oder gar Spott gegenüber der Behauptung von Wahrheit herausklingt. Wie auch immer diese Frage gemeint war, in den Zeiten, in denen wir heute leben, gewinnt die Frage nach „Wahrheit“ eine neue Aktualität. Mit dem Phänomen der Globalisierung finden wir uns in einer Weltgemeinschaft wieder, in der die unterschiedlichsten Weltanschauungen, politischen Systeme, religiösen Traditionen und kulturellen Prägungen mit nie gekannter Intensität aufeinandertreffen und unvermeidlich in einen Dialog treten, der oft als konstruktiv und bereichernd, nicht selten aber auch als konkurrierend oder konfliktreich erlebt wird.

Fotos: shutterstock (2), C. Wenn (1)

Mit dem kommunikativen Urknall, der mit der unglaublich dynamischen Entwicklung des World Wide Webs zu einem weltumspannenden Medium einherging, wächst die Menschheit vollends zu einem globalen „digitalen Dorf“ zusammen. Mehr als 4,2 Milliarden Menschen haben bereits Zugang zu diesem weltweiten Netzwerk, auf dem eine nie gekannte Fülle von Informationen und Geschichten in Lichtgeschwindigkeit um den Globus rasen und Menschen sich über alle politischen und religiösen Grenzen hin vernetzen können. Heute erleben wir in Echtzeit, was in entferntesten Weltregionen geschieht, und das in gleicher Intensität wie jenes, was sich vor der eigenen Haustür ereignet. Ob nun der Hurrikan auf den Philippinen, die Wahlergebnisse in Arizona, das Attentat in Nizza oder auch nur der Streit um Pop-Up-Radwege in Hamburg: Alles stürmt mit gleicher Intensität auf uns ein. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen spricht hier vom „totalen Jetzt“ und „totaler Präsenz“.

Diese Entgrenzung von Informationen, Nachrichten, Meinungen und Weltsichten bringt deshalb auch wachsende Probleme mit sich. Die anfängliche Euphorie, dass das Internet sich zu einem großen egalitären Medium von Freiheit, Emanzipation, ja sogar von Befreiung wie im Zusammenhang mit dem Arabischen Frühling herausbilden würde, das repressiven Systemen und autoritären Machthabern den kommunikativen Boden entziehen könnte, ist mittlerweile großer Skepsis gewichen. Die weitreichende Okkupierung des Netzes durch kaum regulierte Medienkraken wie Facebook oder Google, die ausschließlich ihren Profitinteressen folgen, paart sich mit einer wachsenden Überforderung der Nutzer*innen. Bernhard Pörksen diagnostiziert eine wachsende Gereiztheit, die sich in diesem globalen Dorf breit macht. Als Bürger*innen des World Wide Web seien wir dauerhaft erregt, „weil wir im Informationsgewitter nach Fixpunkten und Wahrheiten suchen, die, sobald wir ihrer habhaft geworden sind, schon wieder erschüttert und demontiert werden“. Zudem seien „zivilisierende Diskursfilter weggebrochen“, wie sie lange Zeit in journalistischen Qualitätsmedien als den „Gatekeepern“ vorhanden und wirksam waren. Waren es im vordigitalen Zeitalter noch Redaktionen und seriös recherchierende Journalist*innen, die darüber entschieden, was der Öffentlichkeit als wichtig präsentiert wurde, so wird im weltweiten Netz nun jede*r selbst zum Sender ohne jegliche Rechenschaftspflicht. Alles ist nun gleichzeitig und zumindest scheinbar auch gleichwertig.

„Fake News“ als infektiöse Geschichten, die Affekte wie Hass, Wut oder Neid auslösen

Was dies in der Konsequenz bedeutet, konnten wir – dem Internet sei Dank – schon während der vier Amtsjahre des scheidenden (!) US-Präsidenten Donald J. Trump und zuletzt vor allem im polarisierten US-Wahlkampf erleben. Zum einen waren wir alle tagtäglich „den Einfällen eines delierenden amerikanischen Präsidenten ausgesetzt, der seine Tweets in die Welt feuert“ (Bernhard Pörksen), zum anderen sahen wir uns staunend einer normenverletzenden Regierungspraxis gegenüber, die heute bereits als „Trumpismus“ gelabelt wird. Diese beinhaltet u. a. die Erfindung eigener Wahrheiten, indem „alternative facts“ postuliert werden, auf deren Grundlage am Ende auch politische Entscheidungen getroffen werden. Zudem verdrängen „Bauchgefühl“ und Stimmungen politische und wissenschaftliche Analysen.

Das Aufkommen der Corona-Pandemie hat zudem ein weiteres Phänomen offenbart, welches das Postulat des Internets als ein Medium der Aufklärung in Frage stellt, wenn nicht sogar Lügen straft. Die massenhafte Verbreitung von sogenannten Fake News, die wie „Schaumkronen auf dem Meer der vernetzten Welt“ treiben (Bernhard Pörksen), und die Inflation von „Verschwörungstheorien“, die besser als „Verschwörungsmythen“ zu bezeichnen sind, haben ein Ausmaß erreicht, das bereits als „Infodemie“ Eingang in die Diskussion gefunden hat. Fake News werden gerne als infektiöse Geschichten erzählt, die emotionale Affekte wie Hass, Wut oder Neid auslösen. Im Internet gilt, was emotionalisiert funktioniert. Erfolg bemisst sich dort allein an der medialen Aufmerksamkeit, die ein Beitrag generiert. Hier kommen die Algorithmen ins Spiel, die gerade zur Verbreitung von besonders toxischen Fake News beitragen, indem sie v.a. der Logik der Aufmerksamkeit folgen. Je mehr Klicks und Likes eine Nachricht auf sich zieht, desto größer die Verbreitung – und am Ende vor allem der Profit. Die minutiöse Widerlegung von Fake News hingegen, die oft mühsam recherchiert werden muss, hat es dagegen schwer. Seiten wie Mimikama muss man schon bewusst ansteuern. Sie verbreiten sich leider kaum von allein. Das Ergebnis, so Sascha Lobo in seiner SPIEGEL-Kolumne, sind „einschlägige soziale Medien, wo morgens die Eliten Kinder fressen, mittags Bill Gates Zwangsimpfungen via 5G anordnet und abends eine »Coronadiktatur« beschworen wird. Man muss sich diese Höllenblase als eine Art Massennervosität vorstellen, als kollektive, sich ständig gegenseitig verstärkende und beschleunigende Gereiztheit“.

In Partnerkirchen gibt es unterschiedliche theologische Antworten auf das Corona-Virus

All das hat natürlich auch Auswirkungen auf unsere Partnerschaftsbeziehungen. Wir nehmen etwa wahr, wie sehr sich unsere Partnerkirchen in den USA in die-

Jörg Ostermann-Ohno *ist Referent für Indien im* Zentrum für Mission und Ökumene.

ser schwierigen Lage wiederfinden und wie mühsam sie sich darin zu positionieren versuchen, ohne die Trump-Anhänger*innen in den eigenen Reihen gänzlich zu verprellen. Auch die kirchliche Landschaft in den USA ist polarisiert und gespalten. Trumpwähler*innen finden sich vor allem in den großen Freikirchen und „Mega-Churches“ wieder, die mittlerweile eine wichtige Wählerbasis für die Republikaner bilden. Dem gegenüber stehen die traditionellen und eher liberalen Kirchenfamilien. Beide Lager folgen unterschiedlichen Erzählungen von Freiheit, die kaum mehr kompatibel sind. Die einen sehen das Tragen von Waffen als Inbegriff von individuellen und christlich begründeten Freiheitsrechten, das Recht auf Abtreibung hingegen als Angriff auf die Menschenwürde. Im liberalen Lager hingegen ist es genau umgekehrt: Das Selbstbestimmungsrecht der Frau ist Ausdruck von Freiheit, das Tragen von Waffen gefährdet menschliches Leben. Es sind vollkommen unvereinbare Erzählungen von Freiheit, die hier wirksam werden. Der Riss zwischen beiden geht durch Familien wie auch durch die Kirchen und ist nur schwer zu überbrücken.

Im Umgang mit der Pandemie bilden sich zudem unterschiedliche theologische Antworten auf das Corona-Virus heraus. Gerade in den pfingstkirchlichen Gruppierungen, die in vielen Ländern eine ernstzunehmende Konkurrenz zu den etablierten Kirchen darstellen, werden einfache theologische Muster bemüht, die im Grunde uralt sind und schon während der Pestzeiten in Europa Verbreitung fanden. So wird die Ausbreitung des Virus als Strafe Gottes für die moralische Verkommenheit der Gegenwart gedeutet, die den einzelnen Gläubigen reuige Buße abverlangen. Oder das Virus sei ein Zeichen für die nahende Apokalypse, für die Endzeit und die Wiederkehr Jesu Christi. In beiden Fällen wird die Pandemie mit all ihren Folgen mehr oder weniger als gottgewollt interpretiert. Doch was schon für die Pest als abwegig gelten musste, ist es heute vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Erkenntnisse über den Ursprung und die Verbreitung des Covid-19-Virus einmal mehr. Wenn überhaupt ein Verursacher von Zoonosen zu suchen ist, dann ist es der Mensch mit seinem Eindringen in die letzten Winkel ungestörten Wildlebens. Insofern könnte man bei diesen allzu einfachen Deutungsmustern auch von theologischen Fake News sprechen, die aber leider in vielen Regionen ebenso Wirkung entfalten wie ihre Entsprechungen im Internet. Sie sorgen für Verunsicherung und Angst. In einer Webkonferenz mit indischen Pastoren wurde besorgt die Frage formuliert, ob es nicht doch Gott sei, der uns strafen wolle. Das hören auch viele Jeypore-Christ*innen in den Gottesdiensten der Freikirchen.

Gerade jetzt brauchen wir überzeugende biblische Geschichten, die Mut machen

So stehen wir heute auch in unserem ökumenischen Dialog vor der Aufgabe, der besorgniserregenden Verbreitung von Fake News und theologischen Fehldeutungen entgegen zu wirken, indem wir überzeugende, biblisch begründete Erzählungen entfalten, die nicht verunsichern, sondern Mut machen und Hoffnung wecken. Geschichten, die von Gottes Liebe erzählen und davon, dass Jesus mit seinen Heilungstaten Gottes Liebe sichtbar machen wollte, der für die Seinen das Leben will und nicht den Tod. Zudem braucht es in den Gemeinden die Schärfung eines kritischen Bewusstseins sowohl im Umgang mit biblischen Deutungsangeboten als auch im Umgang mit Medien. Das ist eine Aufgabe, der wir uns gemeinsam mit unseren Partnerkirchen verschreiben sollten.

Menschen brauchen Hoffnungsgeschichten, die auch davon erzählen, „dass Jesus mit seinen Heilstaten Gottes Liebe sichtbar machen wollte, der für die Sei nen das Leben will.“ Bild: Jesus heilt die Tochter des Jairus

Hinterm Horizont geht’s weiter

Die Zeitschrift *weltbewegt* blickt auf eine 150-jährige Geschichte zurück.

Ulrike Plautz

Welch ein Geschenk! Über die Glückwünsche, das Lob und die guten Wünsche anlässlich des Jubiläums haben wir uns riesig gefreut. Das haben wir uns als Redaktion immer gewünscht: dass wir mit den Themen, die uns beschäftigen und dem *Zentrum für Mission und Ökumene* wichtig sind, die Leser*innen auch wirklich erreichen, sie zum Weiterdenken, zur Diskussion, zum Widerspruch anregen oder dazu beitragen können, andere Welten (noch besser) zu verstehen. Und wir können es nur zurückgeben: Der Austausch mit allen Leser*innen bedeutet uns ebenfalls sehr viel und bereichert unsere Arbeit. Dass es inzwischen eine breite, bunte Leserschaft gibt mit Interesse an interkulturellen Austausch, an ökumenischen und sozial-gesellschaftlichen Themen, darüber freuen wir uns. Und natürlich ist es wunderbar, wenn zunehmend auch junge Menschen die Zeitung nicht nur gestalten, sondern lesen und später Nachsendeanträge stellen, wenn sie ihren Studienort wechseln. Dabei bleibt es außerdem auch unser Ziel, Menschen anzusprechen, die nicht nur zum „inner circle“ der Kirche gehören.

Die Zeitschrift wurde im Zweiten Weltkrieg verboten

Als Christian Jensen, Pastor und Gründer der Breklumer Mission 1870 zum ersten Mal eine Publikation unter dem Titel „Breklumer Sonntagsblatt fürs Haus“ herausgab, war er überzeugt, dass man in Schleswig-Holstein „nichts so nötig“ habe „wie eine Glocke, die einen hellen Klang hat“. Deshalb wolle er nun „ein Blatt hinausschicken, welches – ohne sich an dem Streit der Menschen und Meinungen zu beteiligen – klar und kräftig das Wort verkündigen soll“. Dabei war es ihm ein wichtiges Anliegen, dass Sprache und Inhalt so sein sollten, dass sie von allen verstanden werden: „Für Handwerker und Tagelöhner ... müssen wir schreiben.“ In der Zeitschrift sollten nicht Lehren und Dogmen verkündet werden, sondern der Glaube in seiner Lebendigkeit. Es ging um den gelebten Glauben in verschiedenen Kontexten und Lebenswelten. So wurde das Sonntagsblatt zu einem Forum, das über das Gemeindeleben in anderen Ländern informieren sollte. Immer wieder hatte die Zeitschrift aber auch Stellung zu den die Zeit bewegenden christlichen und kirchlichen Fragen genommen. So kam es, dass die Zeitschrift mit der vordergründigen Begründung „es herrsche Papiermangel“ 1941 während des Zweiten Weltkriegs aus politischen Gründen verboten wurde. Seit 1948 erschien die Zeitschrift wieder in regelmäßigen Abständen. Das Breklumer Sonntagsblatt wurde immer mehr zum „Missionsblatt“. Es gelte „die biblische Begründung der Mission zu vertiefen, damit die Arbeit der Mission in Nordelbien tief verwurzelt ist“, erklärte Pastor Martin Pörksen, von 1954 bis 1956 Redakteur der Zeitschrift. So wurde im Breklumer Sonntagsblatt nicht nur darüber informiert, „was sich ereignet in der Mission aller sechs Kontinente. Hier wird von den kleinen Erfahrungen und Nöten berichtet, hier werden die großen Zusammenhänge aufgezeigt“, so Pörksen. Im Laufe der Zeit änderte sich der Name der Zeitschrift. Sie erschien viele Jahrzehnte unter dem Namen *nm – nordelbische mission* bis sie im Rahmen einer umfangreichen Umgestaltung den jetzigen Namen erhielt.

Im Zuge der weltweiten ökumenischen Bewegung und gesellschaftlicher Entwicklungen hat sich auch die Zeitschrift weiterentwickelt. Sie will heute nicht nur über die aktuellen Gegebenheiten in Ländern Afrikas, Asiens, Amerikas, Europas und dem Pazifik informieren, zu denen die Nordkirche partnerschaftliche Beziehungen hat. Ihr zentrales Anliegen ist, dass internationale Autor*innen aus den betreffenden Regionen ein Forum bekommen, in dem ihre Perspektive zu betreffenden Themen zur Sprache kommt. Als interkulturelles und interreligiöses Forum der Nordkirche ist das Heft zu einer Plattform für den ökumenischen Dialog geworden, bei dem es darum geht, das Bewusstsein lebendig zu halten, dass wir weltweit miteinander verbunden sind. In diesem Sinn ist jede Publikation nicht nur ein journalistisches, sondern immer auch ein partnerschaftliches Projekt.

Ulrike Plautz
ist Theologin und Redakteurin der Zeitschrift weltbewegt

Fortsetzung auf Seite 34

Buchmalerei: Wikimedia commons (1), Fotos: C. Wenn (1), C. Plautz (1)

Herzlichen Glückwunsch!

Herzlichen Glückwunsch zum 150. Geburtstag und zu allen Wandlungen dieser Zeit. Heute ist *weltbewegt* meine Quartalserinnerung an die Weite dieser Welt, an die Vielfalt und Kostbarkeit der Menschen, die sie bevölkern. Nur weil die Kirche kleiner wird, muss sie ja nicht enger und selbstbezüglicher werden. *weltbewegt* sorgt mit dafür, dass der Blick weit und offen bleibt. Wunderbar!
Katharina Gralla, *theologische Referentin im Gottesdienstinstitut der Nordkirche und Strandpastorin in der Lübecker Bucht*

weltbewegt ist für mich immer wieder eine Entdeckungsreise, die mir den Glaubensalltag unserer Schwestern und Brüder mit ihren Höhen und Tiefen feinfühlig nahebringt. Mit einer Mischung aus lebenspraktischen Berichten und theologisch-biblischen Hintergründen zeigt ihr mit jedem Schwerpunktthema: Es geht nicht um dogmatische Unterschiede zwischen den Konfessionen, sondern um die gemeinsame Mitte, um Verbundenheit und kulturelle Offenheit. Und es geht um Zuversicht: Wir geben nichts und keinen verloren!“
Kirsten Fehrs, *Bischöfin der Nordkirche im Sprengel Hamburg und Lübeck*

Ich freue mich immer, wenn die *weltbewegt* bei mir im Briefkasten liegt. Denn ich weiß: Es wird wieder ein Thema von vielen Seiten beleuchtet, das nicht nur für uns als Christ*innen relevant ist, sondern auch gesellschaftspolitisch. Und etwas mit der ganzen Welt zu tun hat, die auch zu Wort kommt – eben ökumenisch! Die Vielfalt der Themen ist wunderbar – alles ist spannend und bringt mir sowohl persönlich etwas, als auch für meine ehrenamtliche Arbeit in der Kirche! Danke – und weiter so!
Dr. Brigitte Varchmin, *Mitglied der Landessynode der Nordkirche*

weltbewegt – Themen, welche die Welt bewegen. Im Kleinen wie im Großen. Seit etwa acht Jahren gehöre auch ich zu dem festen Leser*innenkreis und freue mich jedes Mal, wenn ich die neue Ausgabe in den Händen halte. Eine Zeitschrift, welche die Welt zu mir nach Hause bringt. Eine Zeitschrift die bestückt ist mit neuen und vertrauten Gesichtern, mit bekannten Projekten sowie neuen Initiativen, und immer spannende, persönliche Geschichten: mal traurig, mal inspirierend, mal wachrüttelnd und mal erheiternd. Ich hoffe, dass sie auch weiterhin aktuelle Themen aufnimmt und Perspektiven kritisch hinterfragt.
Helena Funk, *Theologiestudentin und Mitglied im Jugendbeirat des* Zentrums für Mission und Ökumene

Als Präses der Landessynode freue ich mich, dass in der Zeitschrift *weltbewegt* die Themen der Synode aufgegriffen und aus ökumenischer Perspektive beleuchtet werden. Indem sie Autor*innen aus den Partnergemeinden selbst zu Wort kommen lässt, stärkt *weltbewegt* die weltweiten partnerschaftlichen Beziehungen der Nordkirche. So lernen wir voneinander und das befördert das Friedensthema ebenso wie es unseren Horizont in Zeiten der Coronapandemie weitet. Ich gratuliere ganz herzlich zum 150-jährigen Jubiläum und blicke freudig auf viele weitere Ausgaben!
Ulrike Hillmann, *Präses der Landessynode der Nordkirche*

weltbewegt ist vielseitig und bunt, informativ und kurzweilig. Ich schätze an dem Magazin, dass sowohl aktuelle Themen aus der weltweiten Ökumene vorkommen, also auch Nachrichten von Personen und Initiativen aus den Partnerkirchen und der Nordkirche. Wenn das Globale und Lokale aufeinander bezogen werden, entsteht etwas Neues. In dem Sinne wünsche ich mir noch mehr kontroverse Debatten zu Mission und Entwicklung, unterschiedliche Standpunkte zu interkulturellen und interreligiösen Themen. Solche Diskussionen würden das Heft noch interessanter machen als es schon ist.
Dr. Anton Knuth, *Studienleiter der Missionsakademie der Universität Hamburg*

Der alte Christian Jensen hatte es schon drauf: Die Verantwortung für mein Christsein reicht nicht nur so weit, wie die Kirchturmspitze meines Dorfes gerade noch zu sehen ist. Kirchturmdenken wird überwunden „im Horizont der Völker“. Diesen Spirit bringt *weltbewegt* ins 21. Jahrhundert. Frech und fromm zugleich, neugierig und lernbereit. Bleibt dran im Hinterfragen des Missionsbegriffs! Vielleicht sollten wir das Wort eine Weile weniger benutzen und mehr danach leben?
Friedemann Magaard, *Pastor in Husum; ehemaliger Leiter des Christian Jensen Kollegs Breklum*

Von Theodor Ahrens habe ich vor einigen Jahren einen Karton voller alter Zeitschriften aus Breklum bekommen. Er hat mir damit einen Schatz hinterlassen. Nun habe ich diesen Karton anlässlich des Jubiläums von „150 Jahre missionsbewegte Welt und *weltbewegt*“ wieder hervorgeholt. Wenn man diesen Karton öffnet, riecht es nach alten Zeiten. Es riecht und sieht aus nach einer Missionsgeschichte, zu der es heute wenig bruchlose Verbindungslinien gibt. Aber zu wissen, dass diese Zeilen aus vorigen Jahrhunderten für die bunte, ökumenische und weltoffene Berichterstattung den Grund gelegt haben, gibt ihnen eine besondere Würde und stellt sie in ein neues Licht. Theodor Ahrens würde sich freuen, könnte er erleben, dass sein staubiger Nachlass Grund für einen herzlichen Glückwunsch an weltbewegt und Dank für eine inspirierende ökumenische Zeitschrift geboten hat.
Dr. Uta Andrée, *Pastorin, Leitung des Dezernats für Mission, Ökumene und Diakonie in der Nordkirche*

Mir gefällt die Multiperspektivität auf das jeweilige Schwerpunktthema. Erfahrungen und Einsichten werden von Menschen weltweit zur Sprache gebracht. Sie spiegeln die interkulturelle und interreligiöse Vielfalt wider. Wirkungsvoll fände ich, wenn *weltbewegt* sich noch weiter interkulturell ausrichten könnte, Erfahrungen und Einsichten unserer ökumenischen Nachbar*innen vor Ort wie zum Beispiel aus den Gemeinden unterschiedlicher Sprache und Herkunft thematisiert würden.
Susanne Kaiser, *Pastorin, Arbeitsstelle Ökumene - Interkulturelle Kirche im Kirchenkreis Hamburg-Ost*

Die Zeitschrift *weltbewegt* macht es sich zur Aufgabe, anschaulich und im lesenswerten Format unsere Augen auf Lebenssituation und Belange unserer Partnerinnen und Partner in aller Welt zu richten. Ich verbinde mit der Zeitschrift *weltbewegt*

außerdem wichtige Impulse für Zukunftsfragen, denn Themen wie Klimagerechtigkeit oder nachhaltiger Lebensstil eröffnen durch die Verbindung mit der globalen Partnerschaftsarbeit wichtige Perspektiven für unser Handeln in Kirche und Gesellschaft. Für die Redaktionsarbeit an der Jubiläumsausgabe wünsche ich Ihnen viel Erfolg!
Gothart Magaard, *Bischof der Nordkirche im Sprengel Schleswig und Holstein*

Bunt und vielfältig, anregend und informativ, manchmal provokant und immer wunderbar gestaltet – so ist die *weltbewegt.* Sie zeigt, an wie vielen Orten in der Nordkirche und überall auf der Welt Menschen etwas bewegen. Die *weltbewegt* verleiht ihnen Gesichter und Stimmen, unterstützt ihre Geschichten mit starken Bildern. Sie gibt mir das Gefühl, Teil eines weltumspannenden ökumenischen Netzwerks zu sein, gemeinsam mit vielen anderen Engagierten auf dem Weg zu mehr globaler Gerechtigkeit und gelebter Partnerschaft.
Ellen Prowe, *Referentin für Entwicklungspolitische Bildungsarbeit des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Nordkirche*

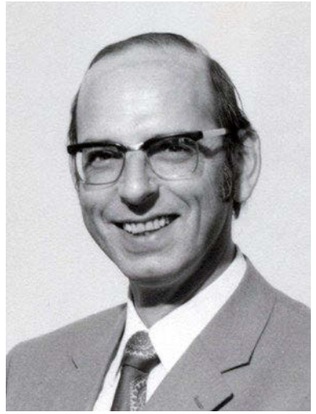
weltbewegt ist ein charmant-kluges Magazin, das mich als Leser gut recherchiert und theologisch-politisch engagiert in die globalen Zusammenhänge unseres Glaubens und Lebens zieht. So gänzlich frei von moralischen Zeigefingern macht es Spaß, *weltbewegt* zu lesen. Und: *weltbewegt* ist erfrischend jung!
Matthias Bohl, *Propst im Kirchenkreis Hamburg-Ost*

welt bewegt

Die Kommunikation des Evangeliums war ihm wichtig

Zum Gedenken an Albrecht Nelle

Klaus Schäfer



Pastor Albrecht Nelle 1972

Albrecht Nelle, der am 13. September 2020 im Alter von 89 Jahren in Hamburg verstorben ist, war in der Nordelbischen Kirche und weit darüber hinaus vor allem als langjähriger Radio- und Fernsehpastor bekannt.

Tatsächlich aber war Albrecht Nelle, 1931 in Hamburg geboren, in den frühen Jahren seines Dienstes der weltweiten Mission verbunden. Nach der Ordination zunächst einige Jahre an der Hauptkirche St. Nikolai in Hamburg tätig, ging er 1963 als Missionar im Dienst der Norddeutschen Mission nach Togo. Bereits zwei Jahre später wurde er Direktor der Norddeutschen Mission in Bremen. Bald entwickelte er sich hier zu einer in der deutschen Missionsszene bekannten und profilierten Persönlichkeit. Er veröffentlichte Bücher über die Rolle des Christentums in Togo, später auch über Christen in Indien, und er beteiligte sich intensiv an den Diskursen zur Neuorientierung der deutschen evangelischen Missionsarbeit in den 60er und 70er Jahren. Die Integration von Kirche und Mission, wie sie damals diskutiert und angestrebt wurde, war ihm wichtig.

Mit dieser Reputation wurde Albrecht Nelle 1972 der erste Direktor des damals neu gegründeten Nordelbischen Missionszentrums (NMZ), das die Arbeit der Breklumer Mission in einem neuen Rahmen fortführte und weiterentwickelte. Albrecht Nelle zog in das Missionshaus in Hamburg-Othmarschen, das jetzt auch die Zentrale des Werkes wurde.

Allerdings währte diese Tätigkeit nur etwa drei Jahre, weil die Generalversammlung des NMZ Pastor Nelle ohne Vorwarnung als Direktor wieder abwählte. Das stürzte sowohl Albrecht Nelle als auch das neu gegründete Werk in eine tiefe Krise. Die sachliche Aufarbeitung dieser Ereignisse von 1972 bis 1975 steht noch aus. Eine Vielzahl theologischer und nichttheologischer Konfliktfelder, unterschiedliche Persönlichkeitsprofile und manches mehr spielten bei Ursachen, Verlauf und Auswirkungen dieser Krise eine Rolle.

Im Januar 1981 wurde Albrecht Nelle Radio- und Fernsehpastor der Nordelbischen Kirche für den NDR und übte die Leitung des „Evangelischen Rundfunkreferates der norddeutschen Kirchen“ bis zu seinem Ruhestand 1996 aus.

Das Ehepaar Nelle beim Tag der offenen Tür des NMZ im Februar 2009.

Ich selbst habe Albrecht Nelle erst kennengelernt, als ich bereits einige Jahre Direktor des heutigen *Zentrums für Mission und Ökumene* und er schon längst im Ruhestand war. In einigen intensiven Abendgesprächen beim Wein, im Wohnzimmer bei uns oder bei Nelles, ging es dann vor allem um die missionarischen Anteile an seiner Biografie und besonders seine Zeit mit dem NMZ, die damals ein so abruptes Ende gefunden hatte. Drei Aspekte aus diesen Gesprächen klingen bei mir nach und werden im Zuge der Nachricht über seinen Tod wieder sehr gegenwärtig: der Eindruck einer schmerzlichen Verletzung, die es anzuerkennen und zu respektieren gilt. Ein Erschrecken darüber, mit welcher Härte hier Menschen miteinander umgegangen sind. Aber schließlich auch das Gefühl, dass das Sprechen über diese Zeit mit einem seiner Nachfolger im NMZ für Albrecht Nelle etwas Tröstliches hatte. Ich erinnere mich gerne an die Begegnungen mit ihm, dem die „Kommunikation des Evangeliums“ – das war eine der programmatischen Formulierungen aus den 1960er und 1970er Jahren, die auch die neuere Missionstheologie geprägt hatte und Albrecht Nelle wichtig war – zum Lebensthema geworden war. Möge Albrecht Nelle, der damals noch junge Gründungsdirektor des NMZ, in Frieden ruhen.

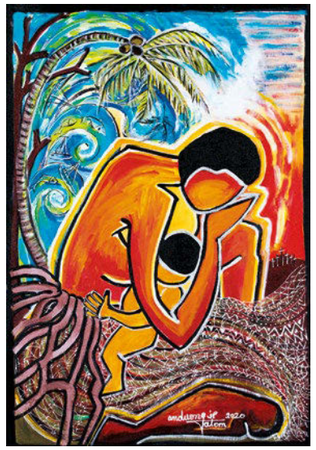
Dr. Klaus Schäfer war von 2005 bis 2019 Direktor des Zentrums für Mission und Ökumene.

Nachrichten

Philippinischer Bischof neuer Seelsorger im Seemannspfarramt

Bischof Antonio Ablon aus den Philippinen wird für die kommenden drei Jahre als Geistlicher im Seemannspfarramt der Nordkirche mitarbeiten. Er engagierte sich auf den Philippinen für die Rechte von Indigenen und ist Bischof der Iglesia Filipina Independiente (Unabhängige Philippinische Kirche), einer Kirche, die sich traditionell für die Rechte Unterprivilegierter einsetzt. Antonio Ablon kam bereits 2019 auf Einladung des *Zentrums für Mission und Ökumene* als Gast in die Nordkirche. Während seiner Zeit in Deutschland häuften sich Drohungen und die politische Verfolgung seiner Person. Er verlängerte seinen Aufenthalt und wurde schließlich für ein Jahr in das Stipendienprogramm der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte aufgenommen. Seit Oktober ist er nun als ökumenischer Mitarbeiter im *Zentrum für Mission und Ökumene* tätig, um die Partnerschaftsarbeit mit den Philippinen zu begleiten. In der Seemannsmission der Nordkirche unterstützt er den Seemannspastor, Matthias Ristau, bei Besuchen von Seeleuten auf Schiffen und im Krankenhaus, und arbeitet in Seemannsclubs auch bei der Betreuung der Kreuzfahrt-Crews mit. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Seeleute sind in der aktuellen Corona-Pandemie noch einmal deutlich erschwert. Bereits vor Ausbruch der Pandemie lebten und arbeiteten sie oft monatelang an Bord, aktuell sind aber insgesamt 400.000 Seeleute auf See so gut wie gefangen. Ihre Verträge sind eigentlich ausgelaufen, doch sie dürfen fast nirgendwo an Land, nicht mal für einen Spaziergang. Weltweit gibt es etwa 1,5 Millionen Seeleute, nach wie vor transportieren Schiffe über 80 Prozent der Güter für den Welthandel. Mehr als die Hälfte aller Seeleute, die in unsere Häfen kommen, sind Filipinos. „Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Antonio Ablon. Er wird vielen Seeleuten besonders nahe sein, denn die meisten kommen von den Philippinen“, sagte Seemannspastor Matthias Ristau. Antonio Ablon folgt auf June Yanez, der ebenfalls Geistlicher auf den Philippinen war. June Yanez arbeitet jetzt in der Seemannsmission Rostock.

Bischof Antonio Ablon



Weltgebetstag 2021

Vanuatu steht im Mittelpunkt des nächsten **Weltgebetstages** (WGT), den Menschen aus aller Welt am Freitag, den ***5. März 2021*** feiern werden. Frauen aus Vanuatu haben die Gottesdienstordnung verfasst und geben Einblick in ihren Alltag. Und sie stellen uns allen die Fragen Worauf bauen wir? Was gibt unserm Leben Halt?

Am 13. März 2015 hat der Zyklon PAM das pazifische Inselparadies fast komplett verwüstet. Das zeigt die Künstlerin Julietta Pita in ihrem Bild, aber ebenso die Lebenskraft der Menschen.

Vanuatu ist weltweit am meisten durch den Klimawandel gefährdet, obwohl es nichts dazu beiträgt. Im Gegenteil: Das Land hat weltweit das schärfste Verbot von Plastik erlassen!

Mit Jesu Gleichnis vom Hausbau (aus der Bergpredigt Mt. 7,24-27) geht an alle die Frage: “Worauf bauen wir?“– Bauen wir unser Leben, unsere Zukunft auf Sand oder auf Fels? Diese Frage des kommenden WGT-Gottesdienstes will angesichts der Widrigkeiten und Herausforderungen durch Klimakrise und Umweltzerstörung, dass wir erkennen, wo unser gesellschaftliches Handeln der ganzen Welt Schaden zufügt.

Vanuatus Frauen fragen: Sind wir bereit, unser Denken und Tun so zu ändern, dass wir in weltweiter Verantwortung füreinander und für die Schöpfung sorgen? Ihre Antwort: Tut anderen das, was ihr selbst wollt, dass man euch tut. Dann können wir im Vertrauen auf eine gute Zukunft für alle zu einer Welt-Gemeinschaft werden, die sich füreinander verantwortlich macht, um in Gerechtigkeit und Frieden miteinander zu leben.

Mit Abstand in Verbundenheit:

Feiern unter Pandemie-Bedingungen wird allerdings anders werden, ungewohnt, auf neue und hoffentlich kreative und integrative Weise – wie es die Möglichkeiten vor Ort erlauben und wie die einladenden Gastgeberinnen diesen besonderen ökumenischen Gottesdienst gestalten können. Wie werden wir den Gottesdienst am Freitag, 5. März, feiern können?

Abb. oben: Cyclon PAM II. 13th of March 2015, Juliette Pita

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (3), Weltgebetstag der Frauen – Deutsches Komitee e.V.

Veranstaltungen Service

Nach dem Zyklon PAM 2015 werden auf Vanuatu auch die Schulbücher zum Trocknen in die Sonne gelegt.

Wie wird es dann bei uns z.B. in Hamburg, mitten in den Märzferien sein? Vielleicht kann eine Draußen-Andacht auf den Kirchentreppen oder der großen Wiese nebenan gefeiert werden? Oder es gibt einen Weltgebetstag auf dem Wege, von Kirche zu Kirche als ökumenischer Pilgerweg? Warum lassen wir den Weltgebetstag nicht einfach ausfallen? Weil wir in den eigenen Sorgen und Ängsten unsere Augen und Ohren für die Nöte der Welt offenhalten wollen. Weil wir wissen, dass auch die WGT-Projektpartnerinnen auf unsere Kollekte warten und wir sie nicht im Stich lassen möchten. Und weil wir uns die Freude, die dieses ökumenische Ereignis jedes Jahr in uns hervorruft, nicht entgehen lassen können! Wir wollen nicht trotz, sondern mit den Corona-Hygiene-Maßnahmen feiern, die für unsere Gesundheit sorgen, so wie wir dafür sorgen sollen, dass aller Leben auf der Welt geschützt wird.

Corona lehrt die Welt, was der Weltgebetstag seit über 100 Jahren (und in Deutschland seit über 70 Jahren) mit dem Motto „informiert beten & betend handeln“ bekennt: Wir sind miteinander verbunden und füreinander verantwortlich. Darauf bauen wir!

PS: Es wird am 5. März auch einige Online-Gottesdienste geben, zum Beispiel auf www.weltgebetstag.de, oder einen Gottesdienst im Fernsehen auf Bibel TV. Sie können mit Ihrer Gemeinde verabreden, gleichzeitig den gleichen Gottesdienst anzusehen und sich ggf. anschließend auszutauschen.
Infos: www.weltgebetstag.de

Judika 2021

Unter dem Motto „Auf dem Weg – Gerechtigkeit und Zukunft“ sind alle Kirchengemeinden eingeladen, am Sonntag Judika, 21. März 2021, Themengottesdienste zu gestalten. Dazu wird auch in diesem Jahr vom *Zentrum für Mission und Ökumene* in Kooperation mit den Ökumenischen Arbeitsstellen wieder ein umfangreiches Materialheft herausgegeben, das mit Reflektionen, Gebeten, Gottesdienstbausteinen, Andachten und Liedern Anregungen für den Gottesdienst, die Jugendarbeit und Gemeindegruppen bietet.

Wir sind noch mitten in der Corona-Pandemie und zugleich ist schon absehbar, dass sich vieles verändert hat und verändern wird. Neben der Ohnmacht ist auch zu fragen: Wie können und wollen wir diese Veränderungen, diesen Wandel miteinander gestalten? Welche Hoffnungsbilder, Bilder vom guten Leben tragen wir in uns und wie können wir darüber sprachfähig werden? Wie stelle ich mir die Zukunft in meinem Land, in meiner Kirche vor? Welche Zukunftsvisionen leiten mich? So lauten einige der Fragen, mit denen sich die Autor*innen der Heftes, zu denen u. a. der Zukunftsforscher Matthias Horx und die Landesbischöfin Kristina Kühnbaum-Schmidt gehören, auseinandersetzen werden. Mit dem nächsten Materialheft zum Sonntag Judika wollen wir Mut machen und einladen, sich über Zukunftsvisionen auszutauschen.
Info und Bestellung ab Februar 2021: www.sonntag-judika.de, Anne Freudenberg, Tel. 040 881 81 243, a.freudenberg@nordkirche-weltweit.de

EKD für starkes Lieferkettengesetz

Für ein starkes Lieferkettengesetz plädiert die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). In ihrem Beschluss am 9. November 2020 bat sie den Rat der EKD, sich bei der Bundesregierung dafür einzusetzen, ein Gesetz zu verabschieden, das deutsche und in Deutschland tätige Unternehmen verpflichtet, „ihren menschenrechtlichen und umweltbezogenen Sorgfaltspflichten entlang der gesamten Wertschöpfungskette gerecht zu werden“. Dieses Gesetz solle auch Haftungsregeln beinhalten, „damit Betroffene von Menschenrechtsverletzungen bei einem Verstoß Entschädigungen zugesprochen bekommen können“. Für das *Zentrum für Mission und Ökumene* hat sich besonders Diana Sanabria, Referentin für Weltwirtschaft, für das Lieferkettengesetz eingesetzt.

Fotos: Edgar Su/REUTERS (1), adpic (1)

Baum für Israel

Haben Sie schon einmal daran gedacht, Bäume zu verschenken? Die älteste und größte Umweltorganisation Israels, der Jüdische Nationalfond (JNF-KKL), macht es möglich, Bäume für Israel zu spenden. Die Bäume werden dann in Regionen gepflanzt, wo Aufforstung notwendig ist. Durch Baumspenden konnten auf die Weise seit 1908 bereits 240 Millionen Bäume bis hinein in die Negev-Wüste gepflanzt werden und die Spender*innen (Kosten: rund 20 Euro) dazu beitragen, dass das Land grüner wird. „Das ist angesichts der klimatischen Bedingungen für ein Land wie Israel wichtig, zudem kann man auch die eigene Verbundenheit mit dem Land zum Ausdruck bringen“, erklärte Uwe Carstensen. Er ist der Arbeit des *Zentrums für Mission und Ökumene* seit Jahren verbunden und hat bereits eine Baumpflanzurkunde.
Infos über www.jnf-kkl.de oder Tel. 030 8834360 (Berliner Geschäftsstelle: Jüdischer Nationalfonds e. V. Keithstr.18, 10787 Berlln)

Christlich-Islamische Fortbildung

Chrislam Fit – unter diesem Motto beginnt **ab Februar 2021** an der Missionsakademie der Universität Hamburg und der Islamischen Akademie Deutschland eine Christlich-Islamische Fortbildung in Theologie. Es ist ein neues Kooperationsprojekt, das von vier Institutionen, u. a. vom *Zentrum für Mission und Ökumene,* verantwortet wird. **Infos:** www.nordkirche-weltweit.de/dialog-interreligioes/arbeitsfeld-christlich-islamisch/

Leser*innenbrief

(Ausgabe 3/2020 Thema: Wenn’s drauf ankommt – Partnerschaften in Zeiten der Krise)

Vorweg meinen herzlichen Dank für die oben genannte Ausgabe von weltbewegt. Es gelingt Ihnen auch immer wieder, aktuelle Berichte aufzunehmen und in vielfältiger Weise zu bearbeiten und darzustellen, auch und vor allem durch Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus aller Welt. Zu dieser Ausgabe zum Thema „Corona-Pandemie“ habe ich folgende Anmerkungen. Es ist ein Thema, dass uns alle bewegt, in unserem „normalen“ Verhalten begrenzt und auch ängstigt. Die Artikel dazu erweitern unseren Blick und machen uns Mut und Hoffnung.
Zum Artikel „Wir dürfen andere nicht zum Objekt machen“ von Dr. Anton Knuth habe ich mir folgende Gedanken gemacht. Er schreibt, „dass die neuzeitliche Christianisierung weniger durch kolonialen Zwang erfolgte oder durch die Wirkmächtigkeit sich selbst zuweilen überschätzender Missionare erreicht wurde“. Ich denke, dass diese Aussage zu kurz gegriffen ist. Nach meiner Meinung hat die Mission in Afrika, Asien und Südamerika im Zusammenhang mit der Kolonialisierung begonnen. (Als Kinder und Jugendliche haben wir unsere Kollekte in den Kasten eines nickenden „Negers“ getan!!) Die Mission wird nicht von Anfang an gegen die Form der Kolonialisierung gearbeitet haben, sondern mit ihr zusammen. Gibt es innerhalb der Kirche dazu eine Aufarbeitung? Ich würde mir wünschen, dass es zu diesem Thema eine Veröffentlichung in einer der nächsten Ausgaben von „weltbewegt“ gibt. Mit freundlichen Grüssen

Uwe Held, Norderstedt

Anmerkung der Redaktion:
Sehr geehrter Herr Heldt, wir danken Ihnen für Ihren Brief und die Anregung, die gut zu unseren Überlegungen passt. So haben wir ab nächstes Jahr in der Zeitschrift eine regelmäßige Rubrik geplant, die sich mit dem Thema Mission und Kolonialismus auseinandersetzt.

Nun habe ich die große Freude gehabt sechs Ausgaben weltbewegt zu lesen und stelle fest, die Redaktion ist weltoffen und mutig! Meine Annahme, dass *Zentrum für Mission und Ökumene* würde eher konservative Positionen vertreten wurde gründlich korrigiert. Toll, ich möchte die hohe Qualität der Beiträge, die Vielfalt der Themen und insbesondere die spannende Sicht der internationalen Autorinnen hervorheben. Ganz besonders gut hat mir das Titelblatt Zivilcourage gefallen!

Dr. Christine Schroth der Zweite, Hamburg

Aktuelle Infos über Veranstaltungen sowie den aktuellen Newsletter des *Zentrums für Mission und Ökumene* finden Sie unter: **www.nordkirche-weltweit.de**

Die nächste Ausgabe
erscheint
im April 2021

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C095223

KLIMA NEUTRAL
TÜV ZERTIFIZIERTER AUSGLEICH DER CO_2-EMISSIONEN
WEITERE INFOS UNTER KLIMA-INVEST.DE/KLIMA

Unser aktuelles Projekt

Harte Zeiten für gute Bildung in Palästina

Schule in Coronazeiten, das ist weltweit eine riesige Herausforderung. Im Palästinensischen Gebiet, wo die Pandemie eine Arbeitslosenrate von fast 30 Prozent verursacht hat, sind besonders die christlichen Privatschulen unter massivem Druck. Viele Eltern können die Schulgelder nicht mehr bezahlen. Ihnen wird angeboten, das Schulgeld zeitweise erheblich zu reduzieren. Doch das geht natürlich auf Kosten des Gesamtbudgets, aus dem die Gehälter für die Unterrichtenden, der Erhalt des Gebäudes, Unterrichtsmaterialien, Strom und Heizung bezahlt werden müssen.

Nach Monaten des totalen Lockdowns kann der Unterricht jetzt wieder im Klassenzimmer stattfinden. Zum Schutz von Kindern und Unterrichtenden wird jedoch in zwei Schichten gelernt. Die Gruppe der Kinder, die nicht im Klassenzimmer sein darf, nimmt gleichzeitig am Bildschirm zuhause am Unterricht teil. Doch es fehlen genügend Laptops für alle Klassenräume. Mittlerweile ist auch kein Geld mehr da für kleinere Reparaturen, an der Heizung muss trotz des beginnenden Winters gespart werden und viele Einschränkungen mehr.

Aber die Schulleitung ist entschlossen das gute Bildungsangebot für die Kinder aufrecht zu erhalten und keine Abstriche bei der Qualität ihres Unterrichts zu machen. Das Zentrum für Mission und Ökumene *möchte die Partnerkirche in diesem wichtigen Anliegen unterstützen und bittet dabei um Ihre Mithilfe und Spende.*

Die Evangelisch-Lutherische Schulen in den Palästinensischen Gebieten wollen ihr Bildungsangebot auch während der Krise aufrecht erhalten.

Spendenkonto des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 5206 0410 0000 111 333
BIC: GENODEF1EK1,
Evangelische Bank,
Projekt 4100 Schularbeit Palästina

Fotos: ELCJHL (1), Titel: www.adpic.de (1)